

Inhalt

Kolumnen

- 3 Hermann Schulz
Der Freund von Mark Twain
 4 Wolfgang Belitz
Freiheit und Verantwortung

Schwerpunkt: **Bildung! Nicht Verbildung!**

- 5 Rolf Euler
Bildung mit den Händen
 6 Horst Dieter „Oskar“ Gölzenleuchter
Arbeitstischgedanken
 7 Imke Ölbermann
**Die „hehere Muse“ hat in Bochum eine
 Gesamtschule geküsst**
 10 Peter Strege
Emschergold 5
 12 Ulla Link-Heer
**Bologna-Crash. Wer muss den Offenbarungseid
 leisten? – Das Q-System**
 14 Robert Bosshard
HAPPY END
 16 Rolf Stefaniak
Brauchen wir Journalisten?
 18 Hildegard Mogge-Grotjahn
**Neues aus den (Bildungs-)Anstalten –
 Über die stillen Veränderungen (nicht nur) der
 nordrhein-westfälischen Hochschulen**
 20 Wolfram Breger
**Hochschule seit „Bologna“: Zur „Akkreditierung“
 von Studiengängen – ,von innen‘**

Menschenorte 5

- 21 Rolf Euler
Verlorene Orte in Gelsenkirchen:
 Willi Scherer

1WURF

- 22 Ralf Syring
Über das richtige Verhalten

PALÄSTINA

- 23 Neve Gordon – 28.09.2009
**Palästinenser und Israelis folgen Thoreau –
 gewaltlos ...**

Impressum ...	Seite 13
Abo-Bestellschein ...	Seite 15
Lesetipps ...	Seite 19
Anzeige Klartext Verlag ...	Seite 9
Anzeige KD-Bank ...	Seite 15
Anzeige BerlinStory ...	Seite 17
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

.....
 Für Geschenkzwecke liegt ein AMOS-Bestellschein bei.
 Willkommen ist auch, wer Mitglied wird im „AMOS – Verein zur
 Förderung interkultureller, interreligiöser und sozialpolitischer
 Bildung e.V.“. Im Mitgliedsbeitrag ist der Bezug vom AMOS in-
 begriffen. Genaueres siehe www.amos-zeitschrift.de.

Editorial

„Bildung ist schön.“ „Bildung möge Menschen zum Glühen
 bringen.“ Und: Bildung ist ein elementares Menschen-
 recht. Die bekannten negativen Faktoren wie „Sozialräumliche
 Milieus“, „Migrations-hintergrund“, „Benachteiligung aufgrund
 des Geschlechts“, die „Klimakatastrophe“, sie alle und noch wei-
 tere (inklusive Armut und Hunger), überall, sind von Menschen
 gemacht und somit durch Menschen veränderbar. Dafür lohnt
 sich jede Anstrengung, um den in jedem Menschen angelegten,
 vielfach noch schlummernden Möglichkeiten zur Entfaltung zu
 verhelfen.

Aber mit Bildungswesen wird Kasse gemacht, wird Herrschaft
 ausgeübt. Menschen werden im real existierenden Bildungswes-
 en aufgespalten in „Bildungsmüde“ bzw. „Bildungsferne“ und
 andere Verlierer einerseits – und „künftige Leistungsträger“ oder
 sogar „Exzellenzen“ andererseits. (zum Modewort „Exzellenz“
 im aktuellen Bildungsprogramm der herrschenden „Eliten“, die
 sich selber für „Exzellenzen“ halten: Sind die „Exzellenzen“
 nicht mit dem radikal-demokratischen Sturz der Monarchien
 und des Absolutismus abgeschafft worden?) Die historischen
 Erfahrungen weltweit zeigen, was mit den egalitären bzw. revo-
 lutionären Bewegungen und deren zentralen und oft glühend be-
 triebenen Bildungsbemühungen passiert, wenn es um die Macht-
 frage geht. Dann nämlich schlägt das Imperium zurück. Dann
 sind nicht mehr Befreiung, soziale Gerechtigkeit und Egalität
 und entsprechende Bildung auf der Tagesordnung, sondern deren
 „Rückbau“, deren Liquidierung. Die neoliberal festgezurrten
 Machtapparate scheinen die Selektion der Menschen nicht zu-
 letzt in unserem Land – nach einer Zwischenphase aufgrund von
 „68“ – wieder (bis auf weiteres) fest im Griff zu haben. „Schöne
 Bildung für alle“ hat mit der alten Frage nach den Herrschafts-
 verhältnissen zu tun – und mit den Auseinandersetzungen der
 Klassen, mit Klassenkämpfen.

Als wir vor einem Jahr dieses Thema für AMOS 4 | 2009
 verabredeten, ahnten wir noch nicht dessen erneut wachsende
 Aktualität: Nach Jahrzehnten der Lähmung nun Proteste an den
 Hochschulen in Europa, USA, Iran, Sierra Leone, Indonesien,
 Bangladesch und anderswo ... Jean Ziegler (eine immer alterna-
 tive Stimme aus der Schweiz, diesem Land der auch unsäglichen
 Referenden wie jüngst gegen islamische Moschee-Architektur)
 schrieb eine Solidaritätsadresse an die Studierenden: „Die Uni-
 versität ... ist eine Zivilisationserrungenschaft, ein Meilenstein
 in der Geschichte der Emanzipation der Menschen. Geschaffen
 wurde sie von der radikalen Revolution von 1848 ... Das selbst-
 bestimmte Individuum, die kritische Vernunft sind ein Horror für
 die Oligarchen der Weltbeherrschenden Tyrannei des globalisier-
 ten Finanzkapitals. Konzerne hassen kritische Vernunft. Entfrem-
 dung und Funktionalisierung des Menschen, Profitmaximalisie-
 rung um jeden erdenklichen Preis sind ihre Vorhaben. Deshalb
 wollen sie die Universität zu ihren Diensten umfunktionalisieren.
 Unter anderm und vor allem mit der von hörigen Bürokraten er-
 zwungenen Bologna-Reform. Das neoliberale Gift verwüstet die
 Universität. Es muss bekämpft werden. Die gegenwärtige Wi-
 derstands- und Aufbruchsbewegung der europäischen Studentin-
 nen und Studenten tut das mit eindrucklichem Mut, analytischer
 Kompetenz und Energie ...“ Ja! So hoffen wir!

Im neuen Jahr planen wir folgende Themenschwerpunkte

- 1 | 2010: Bildung Teil II
- 2 | 2010: Armut und Reichtum – nicht nur im Ruhrgebiet
- 3 | 2010: „Sicherheitspolitik“/Militarisierung, Verfall von Gewiss-
 heiten
- 4 | 2010: Das Ruhrgebiet ,als solches‘

Ralf Syring ließ uns in diesem Jahr 2009 in seinen vier
 „1würfen“ – aus Gaza und Kinshasa – teilnehmen an seinem un-
 bestechlichen ‚Blick von außen‘. Wir danken ihm sehr für seine
 Beiträge!

Für 2010 haben wir Eduardo Galeano (Uruguay) und Sergio
 Ramirez (Nicaragua), Zeitgenossen in Befreiungskämpfen in La-
 teinamerika und Kommentatoren bzw. Schriftsteller, angefragt.

Wir wünschen frohe Weihnachtstage und heitere Resistenz
 im neuen Jahr!

Die AMOS-Redaktion

Hermann Schulz

Der Freund von Mark Twain

Vor vier Wochen stieg ich in den ICE Düsseldorf – Utrecht, um in Holland an der Küste ein paar Tage Urlaub zu machen. Ich fand sogleich ein Abteil, in dem nur ein älterer Herr saß und mit einer Lupe vor der Nase eine Zeitung las. Höflich fragte ich, ob hier etwas frei sei; er antwortete überaus freundlich, ich sei willkommen. Also nahm ich Platz und zog mein Buch aus dem Koffer.

Aus dem Lesen wurde nichts, denn der Mann begann sogleich ein Gespräch; in sehr gutem Deutsch mit holländischem Akzent. Es stellte sich heraus, dass er über dreißig Jahre lang in Deutschland und aller Welt Filme gedreht hat und nun, da fast achtzig Jahre alt, in Norddeutschland mit seiner deutschen Frau seinen Lebensabend verbringt. Er fragte, warum ich Holland als Urlaubsziel gewählt hätte, das Land sei doch so teuer geworden; er führe nur noch zu Familienfeiern in seine Heimat.

Er sei fast blind, das geliebte Fahrradfahren sei auf bekannten Wegen noch möglich. Seine Tochter habe ihn in Bonn in den Zug gesetzt, ihm die Toilette gezeigt und in Amsterdam würden ihn Verwandte abholen und ihm helfen.

Ich erzählte im Gegenzug, in Holland hätte ich viele sehr gute Freunde, meine ganze Sympathie gehöre diesem Volk. Nur: Bei Geschäften hätten Holländer mich immer übers Ohr gehauen; sie wären persönlich ehrenwert, hätten als altes Händlervolk aber wohl kein Unrechtsbewusstsein. Alles müsste man schriftlich machen, möglichst mit Notar.

Über seine Anekdoten über Deutsche und meine über Holländer lachten wir herzlich.

Vor der Grenze kam der Schaffner, mit dem wir launig plauderten – auf Holländisch und Deutsch, er blieb fast zehn Minuten in unserem Abteil und hatte offensichtlich seine Freude an der Unterhaltung.

Als der neue Freund die Toilette aufsuchen musste, bot ich ihm Hilfe an, aber er winkte ab, das schaffe er ohne Probleme.

Wieder an seinem Platz, erzählte er mir eine Geschichte, die er aufzuschreiben gedenke, denn hin und wieder betätige er sich als Schriftsteller: Er sei morgens auf dem Weg mit dem Fahrrad zum Brötchenholen gewesen. Da sei ein Mann mit struppigen Haaren in braunem Anzug und ohne Gepäck plötzlich aus einem Maisfeld getreten und habe ihn auf Englisch nach dem Weg nach Berlin gefragt. „Mit der Eisenbahn?“, habe er gefragt und der Mann habe genickt. Weil nun der nächste Bahnhof fünf Kilometer entfernt war, hielt mein holländischer Freund einen befreundeten Bauern an, der gerade mit dem Traktor unterwegs war. Der versprach, den seltsamen Fremdling, der sich nuschelnd mit Twain o.ä. vorgestellt hatte, am nächsten Bahnhof abzusetzen. Zwei Monate später kam mein Freund nach Hause und seine Frau sagte ihm: „Da war ein Besucher für dich da. Twain oder so ähnlich. Er lässt dir ausrichten, du sollst weitermachen mit dem Schreiben ...!“

Eine magische Geschichte.

Wir näherten uns Utrecht, ich wuchtete schon meinen Koffer auf den Flur. Mein neuer Freund wollte, bevor er wie-

der allein im Abteil war, schnell noch einmal die Toilette aufsuchen. Er kam zurück und ich beschloss, schon im Mantel, ihm zum Abschied die Hand zu reichen. Da klopfte er plötzlich auf seine Jackentasche, kramte in seinem Gepäck. „Mein Portmonee ist weg!“ Er war sichtlich aufgeregt. Ich aber noch mehr, weil eine Flut von Gedanken mich überfielen. Einem Halbblinden, während er auf dem Klo ist, rasch das Portmonee klauen – und dann aussteigen, auf Nimmerwiedersehen!

Eine tolle Gelegenheit für einen Gauner!

Der Zug fuhr schon langsamer. Ich schlug vor, gemeinsam auf der Toilette zu suchen. Vergeblich. „Suchen Sie noch einmal alle Taschen durch!“ Vergeblich. Wir suchten den Boden des Abteils und alle seine Gepäckstücke ab. Vergeblich.

„Ich steige nicht aus, bevor nicht Ihr Portmonee wieder da ist“, sagte ich, rief den vorbeigehenden Schaffner und informierte ihn über unser Problem. Ich hatte den Eindruck, er blickte mich misstrauisch an, beteiligte sich dann aber eifrig an der Suche.

„Suchen Sie bitte mein Gepäck durch und meine Kleidung!“, forderte ich den Schaffner auf.

„Aber ich bitte Sie!“, versuchte mich mein neuer Freund zu beruhigen. „Sie glauben doch nicht etwa, dass ich annehme ...?“

Der Schaffner sprach ein paar Worte in sein Handy, vermutlich um die Abfahrt des Zuges zu verzögern (oder um die Polizei zu rufen). Ich verstand nichts und stand hilflos da, war aber nicht bereit, auszusteigen. Da zauberte der Schaffner eine Taschenlampe aus seiner Uniform, legte sich noch einmal auf den Boden und leuchtete unter den Sitz des Holländers. Er bat, ihm meinen Regenschirm zu reichen. Endlose Sekunden vergingen.

Er stocherte lange herum - und förderte eine Geldbörse zu Tage. Irgendwie war sie durch eine Unachtsamkeit des Besitzers bis in die letzte dunkle Ecke gerutscht.

„Jetzt können Sie beruhigt aussteigen“, beschied er mich. Der Holländer drückte mir die Hand und gab mir seine Adresse.

Warum war ich so verunsichert? Hatten mich die vielen kleinen Gaunereien und Schwindeleien eingeholt, die ich mir in der Kindheit zuschulden habe kommen lassen?

Ein paar Tage nach meiner Rückkehr rief mich der Filmmacher an.

„Hier ist der holländische Freund von Mark Twain. Erinnern Sie sich?“

Hermann Schulz leitete bis 2001 den Peter Hammer Verlag und lebt heute als Autor in Wuppertal. 2009 erhielt er für sein Bilderbuch „Die schlaue Mama Sambona“ (nominiert für den deutschen Jugendliteratur Preis) den schwedischen Peter Pan Preis. Anfang 2010 erscheint im Carlsen-Verlag der Fußball-Roman für Kinder „Mandela und Nelson“.

Wolfgang Belitz

Freiheit und Verantwortung

Fragt man ein virtuelles Mitglied der CDU nach dem Christlichen in der Politik, lautet die Antwort: Politik auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes. Fragt man nach dem christlichen Menschenbild, lautet die Antwort: Freiheit und Verantwortung (FuV). Dieses Begriffspaar gewinnt im derzeit herrschenden neoliberalen Konservativismus zunehmend an Bedeutung. Es ist sozusagen zum ethischen Markenzeichen aus konservativer Sicht geworden. Selbst wenn das Grundsatzprogramm 2007 der CDU sehr differenziert den christlich-konservativen Freiheitsbegriff beschreibt, gibt es dann doch die Spitzenformulierung, die alles wieder auf den gemeinsamen Nenner bringt: Die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der Freiheit in Verantwortung (FiV) ist unser Modell für eine internationale Ordnungspolitik.“

Auch die Kanzlerin charakterisiert in der ersten schwarz-gelben Regierungserklärung ihr politisches Gesamtunternehmen als „Politik in Freiheit und Verantwortung“. Die Wirtschaft ihrerseits ist schon länger auf der gesamthethischen Zeitgeistschiene unterwegs und hat bereits zu Beginn des neuen Jahrhunderts die „Initiative Freiheit und Verantwortung“ (FuV) ins Leben gerufen als gemeinsames Vorhaben von BDI, BDA, DIHK, ZDH und WIRTSCHAFTSWOCHE. Allerdings stehen hier die Unternehmen (Freiheit) im Mittelpunkt und belohnen sich mit Preisen für bürgerschaftliches Engagement (soziale Verantwortung).

Der FuVundFiV-Aufbruch ist natürlich auch an der EKD nicht vorübergegangen. In der Unternehmerdenkschrift von 2008/1 wurden den Unternehmern neben biblischen Orientierungen noch einmal gesondert theologisch-ethische Orientierungen in einem Kapitel „Freiheit und Verantwortung“ angeboten. Orientiert sich der Unternehmer an den Grundlagentexten des Glaubens (Zehn Gebote, das Doppelgebot der Liebe, die Goldene Regel), gewinnt seine unternehmerische Freiheit ein ureigenes evangelisches Profil: Verantwortung für die Mitmenschen. Das ist nicht neu, bleibt aber wie immerhinhaltsleer und nichtssagend, musste aber gesagt werden, damit die Stimme des Protestantismus nicht fehlt im neoliberalen FuVundFiV-Chor der Gegenwart.

Im Nachgang zur Unternehmerdenkschrift und unter dem Eindruck der „globalen Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise“ hat der Rat der EKD im Juni 2009 ein Wort zur Lage veröffentlicht mit dem kryptischen Titel „Wie ein Riss in einer hohen Mauer“. Im Vorwort bringt der Bischof Huber die ethische FuVundFiV-Zeitenwende im finalen Sinne auf den Begriff: „Die entscheidende Grundlage der Sozialen Marktwirtschaft ist Freiheit in Verantwortung.“ Dieser Satz ist ebenso nützlich aus der Sicht des neoliberalen Konservativismus wie schädlich im Blick auf die Soziale Marktwirtschaft, denn er ist sozialetisch vollkommen falsch.

Die entscheidende Grundlage der Sozialen Marktwirtschaft ist nicht „Freiheit in Verantwortung“, sondern „Freiheit in Gerechtigkeit“. Immer aufs Neue ist auf das Diktum Alfred Müller Armacks zu verweisen, der das sozialetische Konzept der Sozialen Marktwirtschaft unverwechselbar beschrieben hat: „Zwei großen sittlichen Zielen fühlen wir uns verpflichtet, der Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit. Die

soziale Gerechtigkeit muss mit und neben der Freiheit zum integralen Bestandteil unserer Wirtschaftsordnung werden.“ Das Sozialwort der Kirchen von 1997 spricht von den zwei Pfeilern einer Brücke. Damit ist zweierlei gesagt:

1. Der freie Markt ist nicht gerecht, er zeitigt Verwerfungen, Ausgrenzungen und soziale Ungleichheit. Deshalb bedarf es als Ergänzung und Begrenzung des Marktes und als Garanten der Gerechtigkeit eines starken Steuer- und Sozialstaats.

2. Freiheit ist nicht nur die Freiheit des Marktes und der Unternehmer. Freiheit meint die Freiheit aller Menschen und eines jeden Einzelnen. Die Freiheit aller und eines Jeden gelingt nur durch soziale Gerechtigkeit. Soziale Gerechtigkeit ist die Bedingung der Möglichkeit der Freiheit aller Menschen, weil die Freiheit eines Jeden einer ökonomischen Grundlage bedarf als Resultat der Verteilungsgerechtigkeit.

Die Fixierung der neoliberalen Konterrevolution auf die Marktfreiheit und ihre Verachtung des Staates haben den Steuerstaat dezimiert, den Sozialstaat ruiniert, die soziale Gerechtigkeit eliminiert und die Freiheit aller negiert. Der Grundsatz Freiheit und Gerechtigkeit ist zur Illusion geworden. Soziale Marktwirtschaft gibt es nicht mehr.

In der Folgezeit herrschte im Lande eine Zeit lang Konfusion. Die Realität wurde Zug um Zug neoliberal verändert, aber die herrschenden Eliten sprachen nach wie vor von der Existenz der Sozialen Marktwirtschaft, nannten gar ihre Zerstörung ihre Erneuerung.

Eine zweite Phase war gekennzeichnet durch eine Neudefinition der sozialen Gerechtigkeit. Weil der Grundsatz „Freiheit und soziale Gerechtigkeit“ in der neoliberalen Realität ausgelöscht worden war, wurde der Begriff der sozialen Gerechtigkeit der neuen Realität angepasst. Soziale Gerechtigkeit war nicht länger zuerst und zuletzt Verteilungsgerechtigkeit. Diese wurde nun zunehmend zurückgedrängt und durch mythische Präfixe wie Befähigungsgerechtigkeit, Beteiligungsgerechtigkeit und Teilhabegerechtigkeit ersetzt, ja, sogar als Resultat des neoliberalen Freiheitsbegriffs beschworen: „Neue Gerechtigkeit durch mehr Freiheit“ (CDU). Da wurde der Bock zum Gärtner.

Jetzt haben wir ein Endstadium erreicht. Der Grundsatz der Sozialen Marktwirtschaft „Freiheit durch soziale Gerechtigkeit“ wird gänzlich eliminiert und durch den neuen Huberschen Grundsatz der Sozialen Marktwirtschaft „Freiheit in Verantwortung“ ersetzt. Sozialethik wird durch Individualethik verdrängt, nicht die Verhältnisse sind zu beachten, sondern das Verhalten, nicht die Tatsachen, sondern die Tugenden interessieren. Damit hat der Neoliberalismus einen eigenständigen ethischen Ausdruck erhalten, der einen universellen Anspruch darstellt und flächendeckend eingesetzt wird.

Ist FuVundFiV eine hohle, apologetische Phrase des ethikfreien Neoliberalismus, eine Worthülse ohne Inhalt, ein scheinethisches Abwehrmanöver oder eine ernstzunehmende ethische Option? Dieser Frage werde ich in der nächsten Kolumne sorgfältig nachgehen. So der Herr will und wir leben.

Wolfgang Belitz, Mitherausgeber, seit über 10 Jahren ständiger Kolumnist des AMOS, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna.

Rolf Euler

Bildung mit den Händen

Wenn von „Bildung“ gesprochen wird, geht es oft nur um die schulische Bildung, die verschiedenen Schulstufen und -arten, und die Hochschulen und ihre Abschlüsse. „Bildung ist, wenn du Abi hast.“ – stimmt das?

Wie viel menschliche Bildung entsteht aber gar nicht hauptsächlich durch Bücher lesen, Theorien diskutieren, Formeln und Sprachen lernen, sondern durch die Tätigkeiten des ganzen Körpers, vor allem der Hände! Man weiß ja nicht erst seit heute, dass die Ausbildung des Gehirns und die Ausbildung der Bewegungen des Körpers von der ersten Minute an einheitlich verlaufen, sich gegenseitig bedingen – und dass spielerisches Handeln der Kinder und ihre Lernfähigkeit Hand in Hand gehen. Wer sich nicht bewegt, lernt nicht – zumindest nicht richtig.

Aber die Arbeitsteilung hat gebracht, dass zwischen körperlicher und geistiger „Arbeit“ und „Bildung“ ein tiefer Graben verläuft: Wer will sich schon „die Finger schmutzig machen“, um Geld zu verdienen. Geistige Tätigkeit, Verwaltung, Leitung, Lehre werden höher bewertet – und bezahlt – als Schrauben drehen, Kohle machen, Kinder wickeln, Kranke pflegen.

Genauso weiß jeder, der mit „seiner Hände Arbeit“ Geld verdienen muss (oder kann), dass jede Arbeit eine Bildung, eine Erfahrung, eine neue Welt im Gehirn und in der Zusammenarbeit mit anderen erschließt. „Ausbildung“ hieß der andere, der nicht-schulische Zweig der „Bildung“ vor allem, weil er für den Verwertungsprozess in der Wirtschaft nützlich sein sollte: Unterordnung des Menschen unter die Maschine.

Das ist fast unvermeidbare Folge von Arbeitsteilung und Eigentumsverhältnissen: Fast niemand baut mehr seine Möbel für den Eigenbedarf, töpft sein eigenes Geschirr, baut Kartoffeln und Getreide an, um Brot zu backen und mittags eine warme Mahlzeit zu haben. Und doch ist denjenigen, die wenigstens einiges von dem noch selber tun wollen, eine „Bildung“ erwachsen, die sich oft nur noch in der Freizeit oder in der Rentenzeit verwirklicht. Dabei sind Millionen Menschen auf der Welt zu diesen Tätigkeiten gezwungen fürs Überleben, für die Warenproduktion.

Horst Dieter Gölzenleuchter schildert die künstlerische Tätigkeit mit den Händen, mit Werkzeug, mit Holz. Seine Arbeitstischgedanken laden ein, den Bildungsbegriff auszuweiten.

Meine Kollegen unter Tage – sicher nur ganz selten Künstler im engeren Sinne – wiesen mit ihren körperlichen Fähigkeiten und der Philosophie, die einige sich dazu gemacht hatten, ein völlig anderes, unterschätztes „Bildungsniveau“ auf, das mit der schulischen Bildung wenig zu tun hatte.

Was kennt man schon von der Erde, wenn man nie umgegraben, Steine gebrochen oder Wurzeln gesetzt hat? Was vom Holz, das man nicht wenigstens einige Male gesägt, geschnitten, behauen, genagelt, verleimt, bemalt, be„sessen“ hat?

Ich schlage vor, dass es zum „Bildungskanon“ gehören muss, dass jeder sich sein Bett selber gebaut haben muss.

Wer kann schon den Warenhausschrott von Nützlichem

unterscheiden – sollte es nicht tatsächlich zu jedermanns Fähigkeiten gehören, sich Tasse und Teller zu töpfern, um ganz einfach zu wissen, „was es wert ist“? Es müssen noch genug Dinge des täglichen Lebens gekauft werden. (Zum Beispiel der Computer, auf dem dies geschrieben wird – und sicher gibt es noch Leute, die sich den selber zusammen bauen können – allerdings aus fertigen Einzelteilen – oder bau mal eine Festplatte ...)

Du kannst auch besser die Arbeit anderer einschätzen (das, was man selber nicht genug gelernt hat, oder will), und keiner kann allein ein Haus bauen, es sei denn, in „Gesellschaft“.

Ich will und kann die Arbeitsteilung nicht zurückdrehen, ich will und hoffe auf eine Gesellschaft, die jedem die allseitige, das heißt auch körperliche Bildung ermöglicht, die menschliches Zusammenleben möglich macht. Und ich möchte, dass, wer von Bildung spricht, die Hände nicht vergisst!

Rolf Euler wohnt in Recklinghausen. War 1968 bei der Gründung des AMOS in Bochum dabei. Danach unter Tage als Bergmann auf der Schachtanlage „General Blumenthal“ in Recklinghausen, jetzt Rentner. Leitet einen Geschichtskreis der REVAG mit einigen der ehemaligen Bergleute in Recklinghausen. Mitarbeiter bei SoZ und AMOS. Internet zum Beispiel: www.geschichtskultur-ruhr.de

Horst Dieter Gölzenleuchter

Arbeitstischgedanken

Der Arbeitstisch des Holzschneiders/Druckers sollte ein alter, solider sein. Einer, der die Arbeit wie Farbrückstände und Schnittstellen verträgt.

Der Holzschneider/Drucker braucht für seine Arbeit, was Material, Werkzeug betrifft, nicht viel. Den Drang, sich über das Holz artikulieren zu wollen/müssen, sollte er schon verspüren. Nicht nur gelegentlich. Das macht man nicht so nebenbei, das Schneiden, Drucken.

Die überzeugendsten Holzschneiderinnen, Holzschneider hatten vor allem noch eins –Themen. Dazu Gespür für Form und Inhalt. Ihre Messer: Hohleisen, Geißfuß, schmalere, breitere, nach Bedarf. Messer für Konturen. Druckfarben. Oxidativ trocknende Offsetfarben für den Buchdruck sind aus meiner Sicht bzw. Erfahrung die optimalsten. Lassen sich gut auswalzen, „versuppen“ nicht die Maserung des Holzes oder die vielleicht mal zart geschnittene Linie.

Zum Übertragen der Farbe mittels einer Walze auf den Druckstock – braucht’s die Walze. Ideal sind Lederwalzen. Sie sind zwar teuer, halten aber bei sachgerechter Behandlung, Reinigung, einige Jahrzehnte. Sie sind, was für den Farbauftrag, bei größeren Druckstockflächen nicht unwichtig ist, an ihren Enden abgerundet. So entstehen beim Aufwalzen der Farbe keine Konturen oder Ränder auf Druckstock und Druck.

Ausgewalzt werden kann die Farbe auf einer glatten Holzplatte. Ideal ist eine Marmorplatte, vielleicht von einem ent-

sorgten Bistrotisch. Ein alter Litho-Stein leistet mir, in meiner Werkstatt, diesbezüglich gute Dienste.

Offsetfarbe ist nicht wasserlöslich. Daher ist Terpentin zum Reinigen von Walze, Druckstock und Arbeitstisch notwendig. An die Finger sollte man das Zeug allerdings nicht zu häufig kommen lassen. Es gibt zum Schutz der Hände, der Haut, Pasten, die vor dem Druck auf diese aufgetragen werden. Sie fetten nicht. Auf der Haut trocknend bilden sie einen „unsichtbaren Handschuh“. Nach dem Druck können unter Wasser, zwar nicht porentief rein, aber halbwegs sauber, die Farbreste von den Händen gewaschen werden.

Zum Papier. Bedrucken kann man viele Papiere. Ich druckte schon auf Zeitungen, Pack- und Makulaturpapier. Letzteres aus dem Baumarkt, filzig, mal grau, mal grünlich, mit Resten von Silberpapier, „Holz, Steinchen und, und, und ... Zwar nicht lichteht aber interessant. Saugfähiges Papier ist das geeignetste, besonders beim Reibedruck mit dem Löffel. Büttenpapiere sind hervorragend. Sie müssen es aber nicht immer sein.

Also, ein Löffel wird auch benötigt. Hab's auch schon, vor Publikum, mit einer Weinflasche gemacht. Ging auch. Hat Spaß gemacht, der Wein-Druck.

Kleine Blätter in größerer Auflage drucke ich mit der Radierpresse. Sie ist zwar eine Tiefdruckpresse, erlaubt aber auch den Hochdruck. Der Holzschnitt ist ja, das hab ich sicher schon irgendwo erwähnt, ein Hochdruckverfahren. Denn das Motiv steht nach dem Schneiden hoch bzw. erhaben auf der Platte.

Ach ja, das Motiv, das Thema liegt nicht abrufbar auf dem Arbeitstisch herum wie Werkzeug. Bevor es seinen Weg aus dem Kopf ins Holz findet, muss es in den Kopf hineinkommen. Aber wie, das hat tausend Wege. Ich deutete es schon an, wer ins Holz schneidet, hat meistens noch ein Thema. Die künstlerische Auseinandersetzung ist hier nicht nach der Parole „heute mal ich informel, macht viel Spaß und geht sehr schnell“ zu führen. Im Schnitt kann sich keiner hinter dekorativen Farbverläufen, Schichtungen, die auch oft noch meinen, philosophisch verbrämt daherkommen zu müssen, verstecken.

Natürlich, es gibt auch den dekorativen Aspekt im Holzschnitt. Aber auch das Verlogene, jedoch entlarvt es sich in dieser künstlerischen Ausdrucksform sehr schnell. Was ist noch zu sagen? Neben eigenem Denken zähle ich noch zum Werkzeug Nägel, Stahlnadeln, sonst für Radierungen benötigt. Schlage, kratze damit meine Spuren ins Holz.

Wie man seine Druckstöcke anfertigt, das ist eine Sache der Erfahrung, des Muts, der Fantasie. Es geht auch mit der Flex, dem Bohrer, der Kettensäge.

Absolut fremd sind mir jene Arbeitsvorgänge, bei denen sogenannte Holzschneider ihren Entwurf, ihr Foto in den PC eingeben, der dann, verbunden mit einer Fräse, das Ganze in die Holzplatte fräst. Das ist für mich der absolute Verrat am Holzschnitt. Dass ein Künstler auch diese so ursprüngliche Schneide- und Drucktechnik im wahrsten Sinne aus der Hand gibt, dem PC und den Fräsen überlässt, ist für mich undenkbar. Der Holzschnitt lebt auch von der körperlichen Ausein-

andersetzung des Schneidenden mit dem Material. Von dem Einlassen auf das Material. Von seiner Sensibilität dem Material gegenüber, das ihn dazu bringt, die vorgefundenen Strukturen im Holz zu schätzen, ja zu lieben und in seine Konzeption einzubinden. Das Gefühl beim Schneiden, Herausholen der Form aus dem Holz ist auch sinnliches Erleben, Erfahren, welches das Schneiden zu mehr als einem handwerklichen Vorgang werden lässt. Die Beziehung zum Holz, zur Kunst des Schneidens, ist in den Ergebnissen des Künstlers erkennbar nachzuspüren.

Einer, der es über den PC mit dem Holz treibt, ist für mich ein Kunsttechnokrat. Das Gefühl für den Schnittvorgang bleibt ihm fremd. Das Abenteuer Holzschnitt wird er nie begreifen.

Mit meiner Kunst habe ich auch immer versucht, den Entfremdungen, Verfremdungen in der Gesellschaft zu widersprechen. Künstlerinnen, Künstler sollten diesen nicht Vorschub leisten, ihnen nicht erliegen. Höchstens dann, wenn sie den PC verlassen und versuchen, das Messer, das Holz wieder in die Hand zu nehmen.

Ich bin nicht generell dagegen, den PC für neue Kunstformen zu nutzen. Er ermöglicht neue Ausdrucksformen. Dennoch – wir sollten der Technik nicht alles überlassen. Was wir noch in der Hand haben, sollten wir in der Hand lassen. Wir verlernen sonst mehr als wir dazugewinnen.

Was die Hände betrifft, die sollten beim Schneiden nicht Ziel des Messers werden. Daher ist immer von der Hand weg, über den Handrücken zu scheiden. Als Rechtshänder halte ich mit der Linken den Druckstock fest, schneide mit der Rechten über den Handrücken.

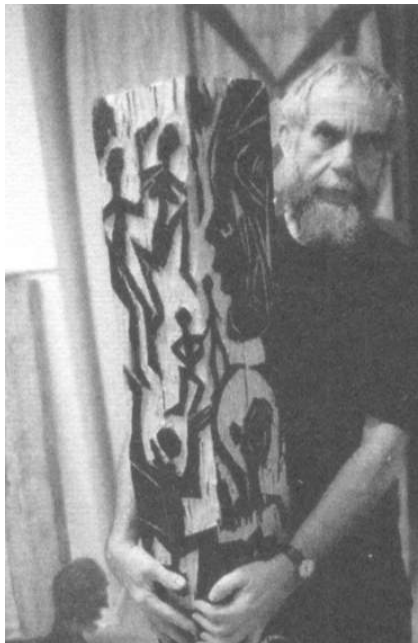
Jeder Holzscheider hat seine eigene Methode beim Schneiden bzw. Festhalten des Druckstocks. Es gibt Kolleginnen, Kollegen, die den Holzstock am

Arbeitstisch festheften, - nageln usw. Ich habe ihn lieber beweglich vor mir. Drehe ihn so, dass ich optimal das Messer führen kann.

Das Holz für meine Zweimeterschnitte liegt allerdings fast unbeweglich auf dem Arbeitstisch. Muss mit dem Messer um das Holz herumgehen, ständig die Position beim Schneiden oder Herausschlagen der Flächen wechseln.

Bevor ich die Farbe für den ersten Probedruck auftrage, entferne ich alle Holzsplitter, Holzpartikelchen von dem Druckstock. Vermischt sich die gleichmäßig aufgewalzte Farbe mit Holzresten, so gibt's im Abzug des Schnitts unsauber wirkende Stellen. Beim Druck in Schwarz zum Beispiel weiße Punkte. Mich stören die.

Jeder, der will, macht seine eigenen Erfahrungen, geht seine eigenen Holzwege.



H.D. Gölzenleuchter, 1944 geboren, Maler, Grafiker und Autor. Ausstellungen im In- und Ausland. Lebt in Bochum. Atelier: Kulturmagazin Lothringen, Lothringer Straße 36c, 44805 Bochum-Gerthe, Tel. 0177-6762962.

Den Text „Arbeitstischgedanken“ entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Autors seinem Künstlerbuch: „Holzschnittgeschichten“, Bochum 2008, Edition Wort und Bild, Hustadtring 31, 44801 Bochum, Tel. 0234/704491.

Imke Oelbermann

Die „hehre Muse“ hat in Bochum eine Gesamtschule geküsst

Imke Oelbermann sprach anlässlich des 4. Museumsfestes des Kunst- und Medienzweiges der Erich Kästner Schule im Museum Bochum zum Thema „Kunst, Geld und Krise“ und führte aus:

„Kunst und Geld haben etwas gemeinsam: Sie bedienen sich beide einer Zeichensprache. Die Kunst spricht durch ihre Zeichen. Das ist ihre Formensprache, mit Farben, Linien, Flächen drückt sie ihr Anliegen aus und sendet so ihre Botschaften an die Sinne und den Verstand ihres Publikums. Sie berührt und bereichert uns. („Das hat mir etwas gegeben!“) Die Sprache des Geldes ist die eines Versprechens auf seinen Gegenwert in der Realität hin. („Da kann ich mir etwas von kaufen oder aber auch nicht.“) Die Finanzkrise besteht nun heute darin, dass sich diese virtuellen Versprechen der Finanzmärkte von der Realwirtschaft abgekoppelt haben, und zwar in einem Verhältnis von bis zu 50% übersteigt das Versprechen den realen Gegenwert. Wir sprechen dann von Luftnummern. Daraus folgt für uns alle ein Gefühl von Verunsicherung: Was ist groß, klein, was ist wertvoll, was wertlos, wo soll ich investieren, soll ich überhaupt investieren, kann ich Vertrauen in Werte haben, und wenn ja, in welche? Nichts scheint mehr stabil. Auch bei dem, was Kunst ist, erscheint Ratlosigkeit. Ist das noch Kunst? Ist alles das Kunst, was diesen Namen beansprucht?

Was ist die Kunst wert?

1. Kunst gehorcht in unserer geld- und kapitalgesteuerten Gesellschaft den Marktgesetzen von Angebot und Nachfrage. Damit wird Kunst zu dem, wozu sie durch Gewinn- und Verlustkalkulationen gemacht wird, und sie gewinnt ihren Wert vorrangig nicht durch den, der sie geschaffen hat, den Künstler oder die Künstlerin.

2. Zur Kunst wird, was der Kunstbetrieb dazu macht.

3. Sie kann damit zur Luftnummer, zu des „Kaisers neuen Kleidern“ werden, also reiner Oberflächenschein, mit nichts dahinter. Wenn Jeff Koons, ein hochbezahlter heutiger Künstler, einen riesigen aufgeblasenen rosafarbenen Pudel aus Plastik als Skulptur im Schloss Versailles ausstellt, ist das entweder hohl, wie die Skulptur selber, oder verweist auf die Hohlheit von Scheinwelten, oder verweist auf die Hohlheit unserer Scheinwelten.

Wenn der Künstler Damian Hirst einen Totenkopf mit Brillanten bestückt, demonstriert das entweder den Götzendienst unserer Gesellschaft am Geld oder ist einfache Scharlatanerie, die auf ähnliche Effekte wie alle Tabus überschreitende Talkshows setzt.

Andy Warhol, der Vater der Kunst-factories, war deutlicher. Er fertigte eine 100-Dollarnote als Siebdruck für „über das Sofa zu hängen“ an und ironisierte damit die Verbindung von Geld und Kunst bzw. reduzierte sie auf das Geld. Ist der reale Gegenwert der Kunst überhaupt erkennbar bzw. berechenbar?

4. Kunst gab es lange bevor es Geld gab.

5. Kunst überdauert die Zeiten.

6. Kunst muss gekonnt sein. Nach Maß und Zahl zu schaffen heißt, ihre Formensprachen und Proportionen so wie ihre Instrumente zu beherrschen.

7. Kunst, die nicht hohl und aufgeblasen ist, verbindet das Innen und Außen des Menschen durch die Kultivierung und Verfeinerung seiner fünf Sinne als Schnittstelle des Individuums zur Welt und umgekehrt. Sie vernetzt und verdichtet sein Empfinden und Denken mit der es umgebenden Außenwelt. Die Kunst erfindet dazu Zeichen und Symbole, die diese Verschränkungen auf den Punkt bringen.

Als eine solche Zeichensprache verweist die Kunst auf eine hinter ihren Zeichen liegende Bedeutung. Wäre nichts dahinter, spräche sie den Betrachter nicht an, bliebe im besten Fall bei der Selbstbespiegelung stecken oder würde zum gut bezahlten Kitsch, zur Werbung oder zur Propaganda. Sie hätte damit keine Botschaft mehr, die die Sinne des Empfängers berühren und bereichern könnte.

8. Kunst ist dem Wahren und Schönen verpflichtet. Wahrheit ist selten oberflächlich schön. Schönes kann aber im Wahren, jenseits des schönen Scheins zu finden sein. Das zeigt z.B. Rembrandts mutiges Altersportrait im Walraf-Richartz-Museum, mit dem er eine schonungslose Sicht auf sich selbst gewährt.

9. Kunst ist widerständig zu jeder Form von Wahn und Gier, zum Geldwahn, Größenwahn und ganz aktuell zum virtuellen Wahn.

10. Mit Kunst kann man das ausdrücken und damit die Sinne berühren, was die Worte der Wissenschaft alleine nicht vermögen. Deswegen kann sie auch heilsam sein, gerade wenn diese Sinne unter dem Druck der schweren Luft von Scheinversprechen zu verstopfen drohen.

11. Kunst macht Lust auf Gestaltung. Mit Kunst kann man abheben und trotzdem auf dem Teppich bleiben und dabei, um im Bild zu bleiben, noch viele neue Teppiche entwerfen. Es ist also an der Zeit, die Luft rauszulassen aus allem, was uns kleinmacht und an der Nase herumführt. Zur Verdeutlichung hier ein Beispiel aus der Geschichte des aufgeblasenen „Windhandels“ mit Tulpenzwiebeln in den Jahren von 1636 und 1637 in Holland.

Tulpomania

„Tulpomania“ wurde der überzüchtete Handel mit Tulpenzwiebeln in der Umgebung von Harlem genannt. Alle wollten Tulpen kaufen und verkaufen. Als der Tulpenhandel dann wie eine Seifenblase platzte, waren viele Spekulanten ruiniert. Die Kunst reagierte mit Bildern und Karikaturen, in denen die Dummheit und Habgier der Spekulanten lächerlich gemacht wurde.

Der Künstler Hendrik Pot (1580-1657) nimmt den „Windhandel“ mit Tulpen in seinem Gemälde „Floras Narrenwagen“ von 1637 auf die Schippe. Alle, ob arm oder reich, ob dumm oder gelehrt, ziehen hinter dem steuerlosen Wagen hinterher, in der Hoffnung, auch selbst noch vom Tulpenhandel profitieren zu können. Über der Göttin Flora, die einen großen Tulpenstrauch und ein Füllhorn mit Tulpen trägt, weht eine Fahne, auf der eine mit Tulpen geschmückte Narrenkappe prangt. Die drei Männer tragen Narrenkappen mit Tulpen, einer ist mit einer Flasche und einem Glas (Gefräßigkeit), ein anderer ist mit großem Geldbeutel (Geiz) dargestellt. Der Wagen wird steuerlos im Meer versinken.“

So weit der Wortlaut der Rede von Imke Oelbermann.

Zum Kontext dieser Rede:

Imke Oelbermann arbeitet seit vielen Jahren an der Erich Kästner Schule, einer Gesamtschule in Bochum. Mit anderen zusammen hat sie in den letzten Jahren das Schulprofil erweitert, seit dem Schuljahr 2004/2005 gibt es dort den „Kunst- und Medienzweig“. Es geht um die Welt der Bilder. „Unsere Lehrpläne verlangen, dass die Schüler lernen, sich in der Welt der Bilder zu orientieren, um sich selbst ein Bild von der Welt machen zu können“. Im Kunst- und Medienunterricht liegt die Chance, die Wirklichkeit zu betrachten und zu erfassen, sie zu hinterfragen und ihr auf die Schliche zu kommen, sich nicht vom schönen Schein betören zu lassen. Produktion und Reflexion bedingen einander im Kunst- und Medienunterricht. Kopf und Hand arbeiten zusammen, Theorie und Praxis werden verbunden. Es geht um die Verknüpfung von Sehen, Denken und Handeln, besonders auch in fachübergreifenden Unterrichtsprojekten.

Der Zweig zielt auf die Betonung des Werkstattcharakters von Unterricht: Bereitstellung von künstlerischen und kommunikativen Mitteln, vom Buntstift über die Leinwand bis zum Laptop und zum Beamer im Klassenzimmer. Lernen erhält Sinn durch Selbsterfahrung, Anwendung des Gelernten, z.B. in Präsentationen beim jährlichen Museumstag, bei stadtteil- oder ortsbezogenen Festen und im Austausch mit anderen Schulen und Kulturinstituten.

Die Öffnung nach außen durch kontinuierliche Kooperation mit dem Museum, den Hochschulen, die junge KunstlehrerInnen ausbilden, dem Figurentheaterkolleg Bochum und dem Jungen Schauspielhaus ist eine weitere Säule der Profilarbeit. Umgekehrt kommen regelmäßig Künstler und Medienspezialisten in die Schule, um Kollegen weiterzubilden und die Kompetenzen der Schüler zu erweitern.

Elternbeteiligung durch deren begleitende inhaltliche Mitarbeit in Form von künstlerischen Workshops, interaktiven Elternabenden, gemeinsamen Stunden im Museum und bei Festen, Ausstellungen und Aufführungen war von vornherein wesentlicher Bestandteil der Arbeit.

Die Hilfe bei der Vermittlung von Praktika im gestalterischen Bereich und die Unterstützung der SchülerInnen bei der Zukunfts- und Berufsorientierung nehmen eine berufliche Zukunft nach der Schule in den Blick.

Nicht nur Wunsch, sondern Wirklichkeit geworden ist die Arbeit im Kunst- und Medienzweig von Klasse 5 bis 10 seit nunmehr fast fünf Jahren. Wöchentlich wird in bis zu fünf Stunden Kunst- und Medienunterricht erteilt. Das sind ca. drei Stunden mehr als in den „Normalklassen“ üblich. Übrigens: Diese Stunden werden nicht vom Unterricht anderer

Fächer abgezogen; im Unterricht der anderen Fächer unterscheidet sich die Kunst- und Medienklasse nicht von ihren parallelen „Normalklassen“ und führt damit wie jede andere Gesamtschulklasse zu allen schulischen Abschlüssen. Es besteht eine Zielsetzung auch für Oberstufenkurse, den Zweig dort in Form von Grund- und Leistungskursen fortzuführen. Das muss in einem entsprechenden Schulprogramm verankert werden.

Viele Kinder und Jugendliche der Erich Kästner Gesamtschule stammen aus Einwanderungsfamilien. Andere aus sog. „kulturfernen“ Familien, also aus Familien, für die die Inhalte und Methoden des Kunst- und Medienzweiges ungewohnt und neu sind. Ihnen Zugang zu den öffentlichen Kulturinstituten zu schaffen und ihnen die Kunst nahezubringen, ist ein wichtiges demokratisches Anliegen.

Selbstwertstärkung durch die Verknüpfung von Hand-, Kopf- und Herzaktivität zu eigenem Tun ist Alltag. Begeisterung von Lehrern, Künstlern und Schülern lassen Funken überspringen. In einer positiven Lernatmosphäre öffnen sich Schüler für Neues. Beispiele: In einer Klasse 6 ist das Thema „Kleider machen Leute und Schuhe auch!“ dran – kulturgeschichtlich, sozialgeschichtlich, forschend-kreativ; dabei besuchen sie die Ausstellung „Schuhtick“ im Archäologischen Museum in Herne. Klasse 7 baut ein Haus – in der Skelettbauweise aus Prospekt- und Zeitungspapier, Bindfäden, Tesafilm und Kleister, mit Besuchen im Museum Bochum und auf der Baustelle nebenan. Klasse 8 geht in einer Unterrichtsepoche die Frage an: „Was hat Mode mit Kunst zu tun?“ Eine andere 8. Klasse besucht das Schülerlabor der Ruhruniversität, um sich dort mit Programmen zu dreidimensionalen virtuellen Welten vertraut zu machen. Andere Klassen erstellen Trickfilme zu nationalen Stereotypen oder drehen künstlerisch anspruchsvolle Handyfilme und bearbeiten sie danach am PC. Die Schule zu verlassen, andere Orte aufzusuchen, Ausstellungen zu besuchen – das führt neben den Museen, Galerien und Künstlern des Ruhrgebiets z.B. auch zur Zeche Zollverein, zur Henrichshütte in Hattingen, zu den vielen Theatern bis hin zu den Arbeitsplätzen von Mediengestaltern und Fotografen.

Auch noch der finanzielle Zwang, für die gut gestaltete Zeitung der Kunst- und Medienklasse „Malsehen“ die Druckkosten reinzuholen, wird sinnvoll genutzt: Anzeigen werden angeworben und deren Rarität in Zeiten der Krise wird kritisch erörtert, die Themen, Bilder und Verheißungen der Anzeigen aber auch.

Die Rede „Kunst, Geld und Krise“ wurde für das Museumsfest 2009 geschrieben. Bei diesem jährlichen Fest zeigen die Schüler ihren Eltern und der kunstinteressierten Bochumer Öffentlichkeit, was sie gelernt haben. Dieses Mal führten z.B. die Schüler ihre Eltern und Lehrer durch die Ausstellungen im Museum Bochum. Die jährliche Zeitung des Zweiges „Malsehen“ bringt zur Sprache, was in diesem Schulzweig von engagierten, erfahrenen Kunst- und Medienlehrern und ihren Schülern alltagspraktisch betrieben wird. Die „hehre Muse“ hat in Bochum eine Schule geküsst.

Imke Oelbermann ist seit über 30 Jahren Lehrerin für Kunst- und Sozialwissenschaften an der Erich Kästner-Gesamtschule in Bochum, nahe an drei sozialen Brennpunkten: Hustadt, Steinkuhl, Marktstraße. Begründerin des Kunst- und Medienzweiges an dieser Schule. Drei erwachsene Kinder, ein Enkelkind. Wohnt in Bochum (vgl. ihren Beitrag in AMOS 3/2008: „Schule ist kein Schonraum – sie ist Spiegel der Gesellschaft“).

KLARTEXT-Anzeige

Peter Strege

Emschergold 5

Was kommen wird, kann ich sehen.
 Was kommen kann, weiß ich.
 Was dabei auf der Strecke bleibt, wird sich zeigen.
 Also bin ich bereit ratlos zu sein.
 Und wenn Fragen kommen?
 Dann lässt mich meine Unsicherheit fiebern.

Mit meinem Bett liegend gehen und sicher zu sein, dass ich nur wenig an den Veränderungen teilhabe, wenngleich sie mich ständiger Richtungs- und Wahrnehmungsänderungen unterwerfen, lässt mir die Haut dünner werden, obwohl mir zugeraten wird, ein dickeres Fell zu bekommen.

Wäre ich lieber Stellmacher oder Kutscher?
 Lasse ich mich lieber tragen oder treiben?

Das Nest, aus dem ich fiel, hat längst jemand anderes bezogen und zieht im besten Verstehen des jeweiligen Gestern seine Jungen im Heute auf.

Wenn ich begreife, was mir dies oder das bedeutet, bin ich schon darüber hinweg gealtert und meine Suche beginnt auf's Neu.

Das quillt und schwillt, schreit und flüstert, begehrt und fordert, so lebendig ungeheuer, dass es mir schwindelig wird, mir die Ohren dröhnen, ich im Erstaunen fröhlich abseits ste-

he, Betrachter ohne Eintritt bin, am ehesten hinten vorne bin.
 Wie viele Stockwerke hat des Lebens Hütte?

Patagonien – das ferne Land – oder 500 Meter hoch – wie viele Stockwerke sind das – Shanghai?

Murmelspiel und play-station, master plan und Stehcafé, Fruchtebrot und Fingerfood; – das Leichteste von allem trägt der Wind mir leise zu:

Brustfederchen vom goldnen Vogel.

Hat jemand die Generationen gezählt, in denen das, was so ist, so wurde und blieb?

Keine Klage!

Vielleicht nur ein Hinweis auf die jeweils notwendigen Referenzen, um zu begreifen, was wie gemeint ist und was davon begriffen werden soll.

Vieles kann Menschen anzünden, begeistern und sie durch Empathie das Besondere ihrer Eigenart spüren lassen.

Aber wohin geht die Reise, wohin führen die vielen Wege, was empfehlen

die klappernden Anzeigen und wem bedeuten unterschiedliche Anstrengungen

welches Glück?

Dem Wort, das du mir gönnst, dem Bild, das du mir

zeigst, deinen Gedanken möchte ich vertrauensvoll folgen, um mit dir deine Freude oder auch dein Leid zu teilen. Ich wünschte mir, wir lebten in einer gemeinsamen ungleichen Welt, die, so unterschiedlich sie auch sein mag, wenn wir uns über deren und damit über unsere Auffassungen austauschen, dass dadurch in uns ein Gemeinsames entstünde. Wir könnten es Gefühl nennen. Wir könnten es auch „nach unserer

Art“ nennen und damit der Menschen Möglichkeit Ausdruck geben, die da besagt, dass wir einander annähern können, ohne uns erst unterjochen zu wollen.

Vom Zeigen der Instrumente haben wir die Hölle in uns kennen gelernt, wir könnten doch jetzt daran gehen, uns den Himmel zu erläutern.

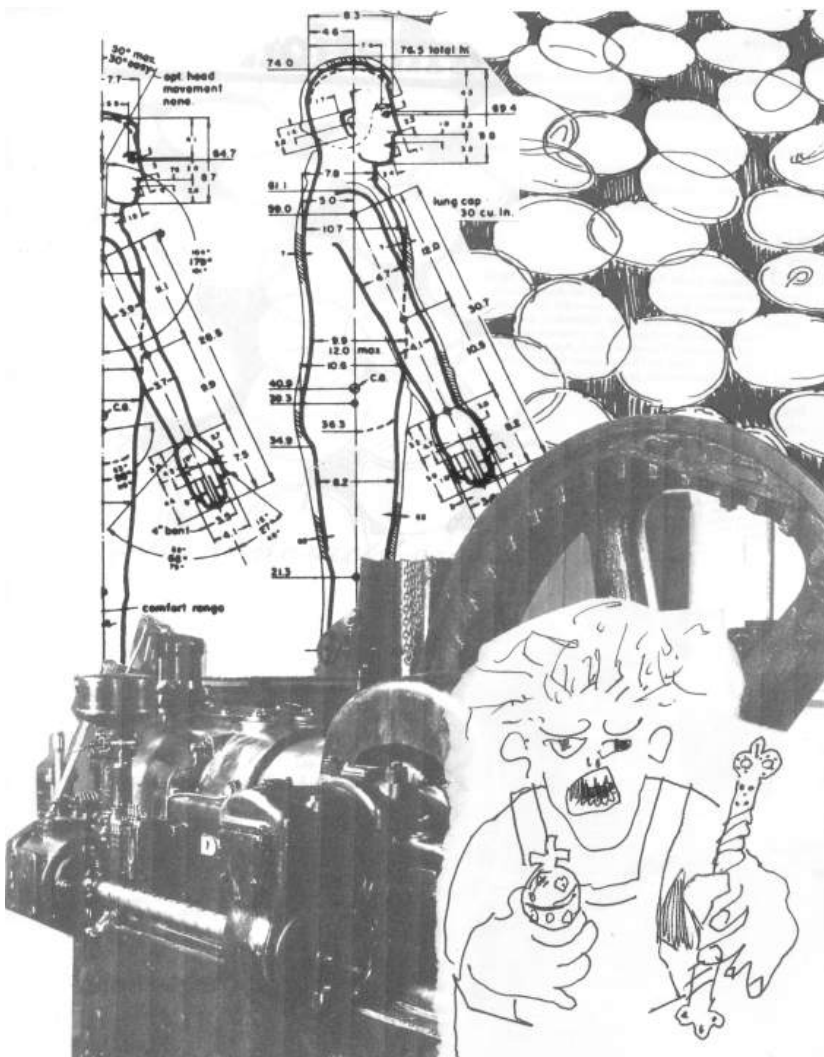
Welcher Instrumente bedarf es dabei?

Sollten wir uns nicht gegenseitig die dazu benötigten Werkzeuge erläutern und ausleihen?

Es könnte doch sein, dass durch solches Tun ein Verständnis wächst, was besagt, welches darauf hindeutet, dass unser Leben am besten in einer Werkstatt gelebt würde?

Wenn wir bislang angenommen haben, dass der Himmel auf Erden davon abhinge, dass wir in Palästen hausen, dann könnte es doch sein, dass wir langsam uns darauf besinnen, dass irgendwo im Keller sich ein paar Heizer aufhalten müssten?

Wäre es da nicht gut, wir wüssten wie das alles zusammenhängt, damit im Notfall jeder



für 'ne warme Bude sorgen könnte?

Damit will ich sagen, dass mit der Behauptung, unser Leben sei in gewisser Weise aus seiner analogen Phase herausgetreten, wenn es auch, wenn wir auch dem, was wir Natur nennen, als ausgemachten Teil immer noch heftig und anhaftend verbunden sind, dass wir dem, was wir maschinenhaft daraus gemacht haben, nicht entkommen können.

Weder wird uns die Flucht aus dem einem noch aus dem anderen Teil gelingen.

Einzig bleibt uns die Chance, offenen Auges das anzuehmen und uns dem zu stellen, was wir auf unseren verschiedenen „Naturfluchten“ angerichtet haben.

Im Umgang mit dem Desaster liegt die kuschelige Idylle unserer Sehnsüchte.

Und wenn wir von Erfüllungen träumen, dann sollten wir uns selber als Pralinenkonfisseure begreifen, denen das Glück der Erde in ihren Backstuben begegnet.

Solchermaßen Ideal mit aufgekrempeelten Hemdenärmeln sollten wir uns eher anvertrauen als irgendwelchen geschönten Idealen mit silbernen Fäden im Haar und Goldpailletten an der Weste.

Dem leisen Gesang des Monteurs, der mit einem Bier auf den Stufen vor seiner

Werkstatt den Feierabend feiert, traue ich eher ein Gespräch über den Sinn, nach dem wir in unserem Leben trachten, zu, als den innovativen Provokanzen irgendwelcher Hochkulturspezialisten. Dies soll keine Absage sein!

Eher der Hinweis, dass durch die hohen Preise, die durch Marktspekulationen den Wert solch künstlerischen Tuns bestimmen, deren Gebrauchsfähigkeit eher an Paläste als an Werkstätten gebunden sind.

Womit wir bei Fragen nach der Glaubwürdigkeit von sinnstiftendem Bildungshandeln angelangt wären.

Und damit bei den Fragen, die sich im Zusammenhang mit Kriterienentwicklungen ergeben.

Woher kommen die denn gekrochen?

Wenn ich zu sehen glaube und behaupte, dass ich wisse?

Behauptung! Ich behaupte mich. Trage den Kopf oben. Vertraue mir und dem, was ich kann, wessen ich mir sicher bin, von dem, was ich durch eigene Erfahrung gelernt habe, was mich über ein Bebildern hinaus ausmacht. Auf die Art habe ich gelernt, genauer hinzusehen und auf das zu hören, was ich bis dahin nicht kennen gelernt habe, oder denen zuzuhören, die Fremde sind.

So begann ich Glaubwürdiges von Unglaubwürdigem zu unterscheiden.

Ich fasste Mut, dem Unbekannten näher zu treten. Machte mir aus den Begegnungen meinen Vers und lernte die Farbe der Lüge kennen.

Erstaunen, Verwunderung, Unglauben machten mir in Kopf und Bauch Karussell. Aus meinen gemachten Erfahrungen habe ich Lehren gezogen und einen Standpunkt gefunden, der mir sicheren Stand zu weiteren Betrachtungen bot. Ich habe mich in mir geformt. Ich

würde es gern Bildung nennen, was mir so widerfuhr. An dem viele Menschen ihren Teil hatten. Auch solche, die versucht haben, mir den Blick zu verstellen, oder mit irgendwelchen Erklärungen mir versucht haben das Eckige rund zu reden.

Obwohl naiv wie ein Kind geblieben schaffe ich es doch, so die offensichtlichen, von Opportunismus und Machtgier getriebenen Strukturen zu durchschauen.

Der Mut, den ich bei Begegnungen mit dem und den Fremden, gelernt habe, hat mich laut Fragen stellen lassen:

Oder hat schon jemand gesehen, wie ein Monteur die Heizung mit einem Zepter repariert?

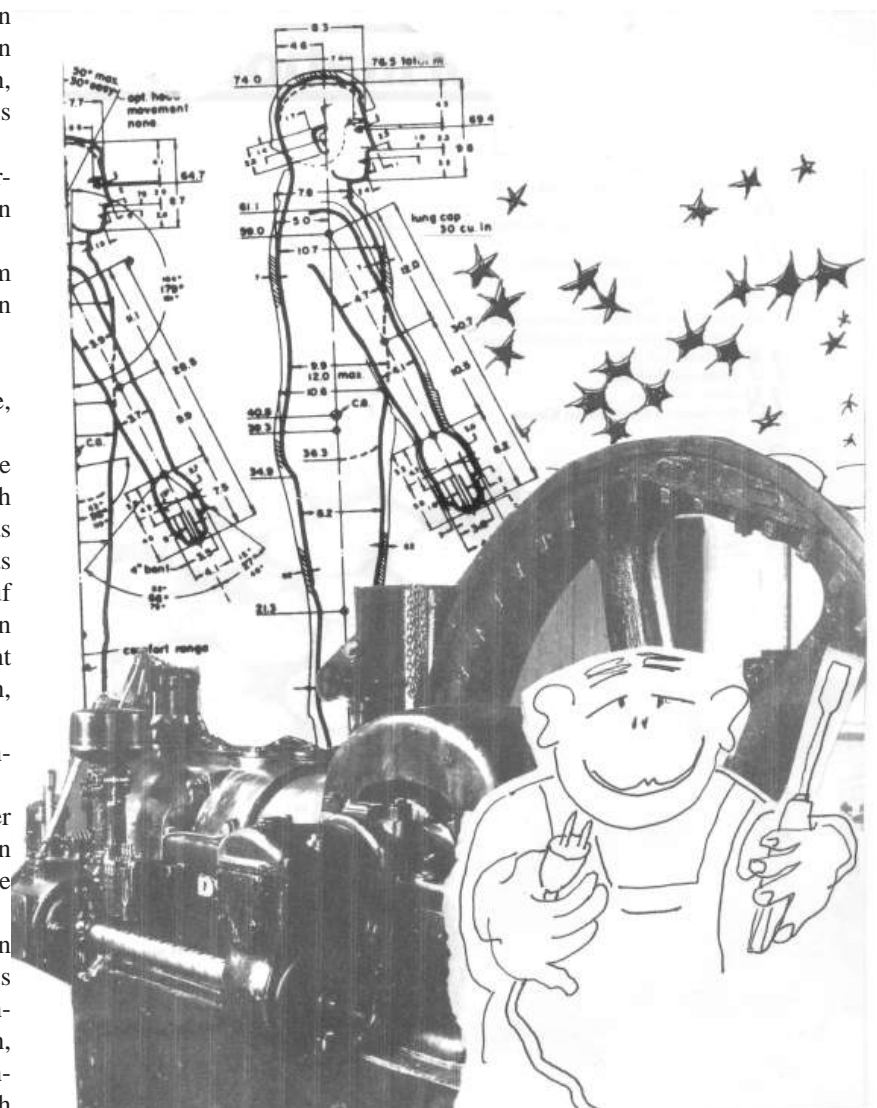
Ist es nicht vielmehr ein Fluch, wenn das Zeigen mit den Fingern der Macht von den Menschen, die Hilfe erwarten und Ohnmacht erleiden, wenn die solchem Fingerzeig mehr vertrauen als ihren eigenen Erfahrungen?

Mir schwirrt der Kopf und ich spüre, wie beim Betrachten der leise herunter gleitenden Feder und dem leisen Gesang des Schlossers meine Seele anfängt zu schweben.

Dann machen mir diverse Fragen weniger Angst und mein Lebensmut wird kräftiger.

Dann ist mir vor der Maschine nicht mehr bang und die Natur in mir hat ihren Platz.

*Peter Strege wohnt in DO-Huckarde, *1942, Studium der Malerei: „Nachdem ich als Regisseur, Dozent und Erwachsenenbildner Geld verdiente, habe ich weiterhin bis heute gemalt, geschrieben und gedenke, es weiterhin zu tun.“*



Ulla Link Heer

Bologna-Crash. Wer muss den Offenbarungseid leisten?

Das Q-System

„Die Bologna-Blase ist geplatzt“, lautete der Titel des Leitartikels von Heike Schmoll in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 24. November 2009. Wie jedoch soll sie platzen können, wenn die Antwort auf die studentischen Proteste (nicht nur in Deutschland, sondern europaweit) ein einziges Katz-und-Maus-Spiel zwischen geheucheltem Verständnis und Repression ist, in dem die Verantwortung hin- und hergeschoben wird? Eine gute Reform wurde lediglich falsch „umgesetzt“ und weise „handwerkliche Mängel“ auf. Die Mängel müssten nun schleunigst behoben, es müsse „entschlackt“ und „abgespeckt“ werden, niemand habe jemals vorgeschrieben, dass ein Bachelor-Studiengang nur sechs Semester aufweisen dürfe. Also gilt es wieder einmal „Nachbessern!“, und zwar schleunigst, gemäß dem „Memorandum“ der nordrhein-westfälischen Hochschulrektoren bis zum Semesterende, also wohl unter dem Weihnachtsbaum, da es keine Terminlücken mehr gibt.

Dieses Jahrzehnt, das das Bologna-Jahrzehnt werden sollte (bis 2010 sollte der „einheitliche europäische Hochschulraum“ abgeschlossen sein), wird in die Wissenschafts- und Bildungsgeschichte als das Jahrzehnt der Chronophagie eingehen. Zeitfressertum ist eine Form von Menschenfressertum.

Wer und was sind die Zeitfresser?

Die Zeitfresser lassen sich exakt benennen. Es handelt sich um das multiple und immer mehr Speck ansetzende Q-System, das die Blasengestalt der Bachelor/Master-Studiengänge dekretiert hat. Q steht nach dem Credo des Entrepreneurship für Qualität, genauer Qualitätssicherung und Qualitätsmanagement. Um Qualität zu sichern, kennt dieses Management nur eine Methode, die Umrechnung in Quantität, die sowohl die „leistungsorientierte Mittelzuweisung“ an die Universitäten bestimmt wie auch die Essenz der Studiengänge selbst charakterisiert. Denn wodurch ist ein (dreijähriger) BA definiert? Durch 180 CPs. Ein CP ist ein „Credit Point“ gemäß dem „European Credit Transfer and Accumulation System (ECTS)“. Ein CP besteht aus 30 Stunden Arbeitszeit („workload“). Ein Bachelor „enthält“ 5.400 Stunden workload. Er enthält diese Quantitäten im Wortsinne, denn sie sind alle genau ausgerechnet und niedergelegt in den monströsen berühmten „Modulhandbüchern“, an denen die wenigen festangestellten Universitätsangehörigen zwecks Akkreditierung und Re-Akkreditierung der Studiengänge ununterbrochen arbeiten. Im Deutschen werden die CPs auch als LPs bezeichnet, als „Leistungspunkte“. Worin besteht nun die Leistung des Studenten und der Studentin? Im Erjagen all dieser Punkte. Worin besteht die Leistung des Dozenten? In der Distribution und Vergabe der Punkte – plus Vergabe einer Note, da die Prädikate und Zertifikate „studienbegleitend“ erworben werden müssen und nicht mehr durch eine Abschlussprüfung (die auf einen Rest von 40 CPs beschränkt ist).

Ein (zweijähriger) Master-Studiengang enthält nach den

gleichen Verrechnungsformen und Währungen 120 CPs = 3.600 Stunden.

Es bedarf sicher keiner großen Vorstellungskraft, um zu erkennen, dass die Credits (von lat. credere, glauben, vertrauen) hochgradig giftig oder toxisch sind und folglich entsorgt werden müssen. Was muss ich für einen CP tun, was für zwei, zwei Seiten schreiben, vier Seiten, ein Protokoll? Sofern man nicht stupide Multiple-Choice-Klausuren schreiben lässt, entsteht immer dieses Problem des „Aushandelns der Credits“, das die inhaltliche Arbeit völlig zu überwuchern droht. Was tue ich, wenn ich Credits „vergebe“, die ich gleich mehrfach bescheinigen muss, auf dem Schein für die Lehrveranstaltungen selbst, auf dem „Modulbogen“ und schließlich auch noch für die „Modulabschlussprüfung“? Ich distribuiere fiktive Arbeitsstunden, Tausende von fiktiven Arbeitsstunden, allein im Einführungskurs bei achtzig Teilnehmern $80 \times 60 = 4.800$ fiktive Arbeitsstunden. Wie geschrumpft das Kollegium auch immer ist, erreichen wir auf diese Weise die Millionenzahlen. Jedwede Überarbeitung der Reform (oder Reform der Reform), die die Behinderung durch die Umwandlung von Qualität in Quantität intakt lässt, ist Love's Labour's Lost. Was würde uns ein vierjähriger BA bringen, wenn BAMA weiterhin aus 300 CPs besteht, wir also einen einjährigen Master basteln müssten? Das Q-System würde erneut frohlocken.

Die Blasen des Kreditwesens sind Märkte

Die Credits oder ECTS-Punkte sind nur ein Teil des Q-Systems. Was soll hier „transferiert“ und „akkumuliert“ werden? Man hat uns weismachen wollen, dass dieses System die unproblematische Anerkennbarkeit aller erbrachten Studienleistungen im europäischen Hochschulraum sicherstellen würde, doch niemand wechselt mit 60 CPs so leicht an eine andere Universität, nicht einmal innerhalb eines der sechzehn Bundesländer in Deutschland.

Transferiert und akkumuliert soll also etwas anderes werden, nämlich die Umwandlung von Bildung in Produkte der neuen Akkreditierungs-, Evaluierungs-, Zertifizierungs- und Testiermärkte, die sich auf das ganze Leben erstrecken sollen, den LLL-Zyklus, Life Long Learning, Lebenslanges Lernen (da das Wissen bekanntlich extrem kurze Verfallszeiten hat). In dem Maße, wie die Universität in ihrer Einheit von Forschung und Lehre zerstört wird, kann das Q-System sich ungehindert entfalten.

Manchmal lohnt es sich, die Zeitung von gestern wieder zu lesen. Am 7.11.2003 erschien in der FAZ ein Artikel des Hamburger Kunsthistorikers Wolfgang Kemp, der den Titel trug: „Euch machen wir mürbe. Hochschulkontrolle: Aufzeichnungen eines Nichtakkreditierten“, der die gesamte Öffentlichkeit eigentlich hätte aufklären müssen:

„Ein Netz zieht sich zusammen über Europa. An seinen Knotenpunkten sitzen Kontrollinstanzen, deren Codenamen

der Verfasser eines Polit-Thrillers ausgedacht haben könnte. Sie heißen ACQIN, ENQA, ZUMA, AQUAS, HIS, ZeVA, ASIIN. Sie geben sich Aufträge mit Kürzeln wie Projekt Q. Aufgelöst bedeutet das dann zum Beispiel Akkreditierungs-, Zertifizierungs- und Qualitätssicherungs-Institut e. V. oder Projekt Qualitätssicherung. Anders übersetzt kann man diese Institutionen auch unter dem Akronym TEOTUAWKI zusammenfassen – mit einer Empfehlung von REM: The End of the University as we know it.“

Seither haben alle diese Q-Institute prosperiert und es sind noch etliche mehr hinzugekommen wie auch ihre „europäischen“ Pendanten, als da sind EUA, ENQA, EURASHE, ESA/ESIB (auch the E4 Group genannt). Geben Sie all diese Kürzel ins Internet ein und Sie erleben Ihr blaues Wunder, wie emsig sie alle dabei sind, unendlich viele Konferenzen zu organisieren und Papiere zu verfassen, um die Qualität bei uns in Wuppertal zu sichern, wo es inzwischen keinen Sprachkurs mehr gibt, der sich nicht dadurch ausweist, dass er einem bestimmten Standard oder Niveau A, B, 1A, 1B, usw. des „Europäischen Referenzrahmens“ entspricht. Oder geben Sie einfach „Akkreditierungsrat“ in die Suchmaschine ein. Dort finden Sie ein „mission statement“, sowie die vom Akkreditierungsrat zugelassenen, sprich: akkreditierten Agenturen. Die Akkreditierungsagenturen sind i. ü. fast sämtlich „unter Auflagen“ akkreditiert, so wie auch unsere Studiengänge, jedenfalls die mir bekannten, „unter Auflagen“ akkreditiert wurden. Die für die Programme erforderlichen Stellen einzuklagen, lehnen die Agenturen ausdrücklich ab, sie seien keine Jobbeschaffungsmaschine für die Hochschulen, erklärte eine AQUAS-Vertreterin auf dem Podium des letzten Romanistentags. Nein, warum sollten sie auch? Sie sichern und vermehren nur ihre eigenen Jobs und ihre Karrieren nach Brüssel.

Der Bologna Crash ist ein Zusammenbruch der Einführung des Kredit- und Akkreditierungswesens in Universitäten und Hochschulen. Die Hochschulrektoren hatten gemeinsam mit dem CHE (Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh), diesem Ableger der Bertelsmann-Stiftung, die Akkreditierungsagenturen in die Unis geholt. Die Qualitätssicherungsbeauftragten im Rektorat verlangten so lange Überarbeitungen der Studiengänge, bis sie diese für akkreditierungsreif hielten. Die Akkreditierung wurde im Uni-Marketing als das Gütesiegel gepriesen, von manchen auch mit der TÜV-Plakette verglichen, das die „Exzellenz“ der Studiengänge verbürge. Die Bologna-Blase kann so lange nicht platzen, wie die Fremdherrschaft der Q-Märkte nicht abgeschüttelt wird.

Der Widerstand wächst

Im „Bologna-Prozess“ ging es nur sekundär um eine „Studienreform“, sondern in erster Linie um eine systemische Frage, nämlich die Umstellung von Bildung als einem öffentlichen Gut auf Partikularinteressen der Marktökonomie. Auch die in robustem Einsatz und in klandestinen Wahlen durchgesetzte Einführung der Studiengebühren folgte dieser Raison. Es wurden alle demokratischen Traditionen der Universität außer Kraft gesetzt. Die Tatsache, dass 18% der Studiengebühren von der „Hochschule“ an die Risikofonds (andere sprechen auch von Ausfallfonds) der Banken überwiesen werden, wurde in der Öffentlichkeit schamvoll verschwiegen. Von 1.000 Euro pro Jahr führt jeder Student (unabhängig da-

von, ob er einen Studienkredit beantragt oder nicht) 180 Euro an die Banken ab (in Bochum etwas weniger). Abgesehen davon, dass ich selber nicht feststellen kann, wohin die Studiengebühren versickern, werden sie für überaus sinistre Zwecke in Anspruch genommen, nämlich die Dualisierung von Lehre und Forschung. Die Studiengebühren dürften ausschließlich der Lehre dienen, so die Argumentation der marktliberalen Radikalreformer, deshalb die neuen Stellen („Lehrkräfte für besondere Aufgaben“, Lehrprofessoren, Lehrjuniorprofessoren), die weder Zeit für Forschung noch für Studium einkalkulieren. Insgesamt erweist sich die Redeweise von „den Studierenden“ und „den Lehrenden“ als ein dualisierender Bumerang, der uns alle des Studiums beraubt.

Das chronophage Bologna-Jahrzehnt zeichnet sich dadurch aus, dass wir bei allen Studiengangsverhandlungen nicht mehr über Inhalte gesprochen haben. Es zeichnet sich zweitens dadurch aus, dass wir die europäischen Sprachen und ihre kulturellen Traditionen verlieren. Das Q-System managt den gesamten europäischen Hochschulraum auf Globalenglisch mit Übersetzung ins Deutsche, einfach, weil es nichts anderes als Management ist. Deshalb scheint es ihm zu entgehen, dass der gesamte europäische Hochschulraum im Aufruhr ist. Während ich diese Zeilen schreibe, füllt sich mein Computer endlich nicht mehr nur mit den Kommandos des Q-Systems, sondern mit zahllosen Protesten gegen brutale Räumungen besetzter Hörsäle (wie in Frankfurt) und Erklärungen des endlich wieder mit der studentischen Jugend gemeinsam das Studium planenden Lehrkörpers. „Non, nous n’appliquerons pas leurs réformes“, heißt es in Frankreich. Und nun endlich auch wir, ob in Wuppertal, Wien oder Zagreb: Nein, wir setzen ihre Reformen nicht um!

Ursula Link-Heer ist Professorin für „Romanistik und Komparatistik: Literaturwissenschaft“ an der Bergischen Universität Wuppertal

Impressum

Verlag: AMOS c/o Ute Hüttmann Hervester Str. 2, D-45768 Marl Fon: 02365-501671, Fax: 501673 E-Mail: huettmann.mar1@t-online.de	Herausgabe + Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna Hartmut Dreier, Marl Rolf Euler, Recklinghausen Friedrich Grotjahn, Bochum Rolf Heinrich, Gelsenkirchen Ute Hüttmann, Marl Wolf-Dieter Just, Duisburg Jürgen Klute, Wanne-Eickel Carl-D.A. Lewerenz, Herne Axel Lippek, Bochum (V.i.S.d.P.) Heinz Listemann, Dortmund Anna Musinszki, Dortmund Hermann Schulz, Wuppertal Renate Wangelin, Bochum
Redaktion: AMOS c/o Hartmut Dreier Schumannstr.6, D-45772 Marl Fon: 02365-42076 E-Mail: dreier.mar1@freenet.de	Konto: AMOS, Kto.Nr. 33 300 120 Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)
E-Mail: redaktion@amos-zeitschrift.de Internet: http://amos-zeitschrift.de	Einzelpreis: 4,50 € Abo-Preis: 18,- € jährlich inkl. Versandkosten
Titelbild: Manfred Walz Schlussredaktion: Axel Lippek	Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich ISSN 1615 - 3278
Realisation: Wodarczak Druck & Medien 45772 Marl	Papier: chlorfrei gebleichtes Papier

Robert Bossard

HAPPY END

Ich weiß absolut nicht mehr, wer mir das eingetrichtert hat. Jedenfalls habe ich in einem frühen Alter schon gelernt, dass Erzählungen mit glücklichem Ausgang nicht ernst zu nehmen wären, da sie zum schönfärberisch Trivialen tendierten. Wo hingegen traurig endende Geschichten eher aufrichtige Bedeutung in sich trügen, also eher zur großen Kunst gehörten. Was mich veranlasste, damals, mich schwarz gekleidet überm dunkelgrauen Rollkragen zu demonstrieren. Ich verstehe das dahingehend, dass jenes mich prägende pädagogische Milieu einem abrutschgefährdeten Bildungskleinbürgertum entstammte, und dass dessen übergroße Angst vor dem sozialen Abgrund (Fall ins Bodenlose) das romanhafte Drama wahrhaftiger erscheinen ließ als die Erfüllung leibhaftiger Triebe. Heute möchte ich weiter gehen, spreche nicht mehr von einer Alternative zwischen Kitsch und Katastrophe, sondern neige dazu, eher den verbreiteten Belehrungswahn der Lebenslüge zu verdächtigen, um umgekehrt im Bekennen der eigenen Ratlosigkeit den größeren Realitätssinn zu vermuten. Auf die Erziehung von Kindern bezogen nennen sich die Leute, welche die kommende Generation dementsprechend zurückhaltend und nondirektiv in unsere brüchige Kultur hinein zu führen versuchen, im Kampfbegriff schlicht *Antipädagogen*.

In der Zeit des europäischen Findecicèle, also vor hundert Jahren, hatte sich vor dem Hintergrund der damaligen kulturellen Erstarrung schon mal eine wahre Inflation reformpädagogischer Heilslehren ergeben: pazifistische, antiautoritäre, libertäre, ertüchtigende und naturfreundliche. Auf Grund ihrer esoterisch und bündisch begründeten Fremdenangst und wegen der den elitären Reformprojekten inhärenten Rassendünkel und Gesundheitsideologien verloren sich die meisten von ihnen allerdings schon bald in völkischen Heilsversprechen und populistischen Begünstigungsrichtlinien, sodass die zuvor an die Reformen geknüpften persönlichen Emanzipationsperspektiven unvermittelt sich in Gefolgschaften von abstrakten Idealen und mystisch verklärten Führernaturen auflösten. Die Pädagogik der Reformrebellens ist also mehrheitlich in faschistische Erziehungswillkür umgeschlagen, aus Sorge um Autoritäts- und Kontrollverlust, bis heute, und nur vereinzelt wenigstens als Postulat im ursprünglichen Sinn erhalten geblieben. Zum Beispiel als in den frühen Siebziger Ekkehard von Braunbühl, getragen von der linken Emanzipationsbewegung erfolgreich seine Arbeit *Antipädagogik* (Studie zur Abschaffung der Erziehung) veröffentlichten konnte.

Im Ausgangspunkt der grundsätzlichen Kritik an den etablierten pädagogischen Theorien bezieht man sich heute oft auf den erzieherische Erfahrungsschatz des von Gandhi beeinflussten und psychoanalytisch orientierten englischen Pädagogen Alexander S. Neill. Der gründete 1921 das Internat *Summerhill* (das übrigens bis heute in Leiston praktiziert) und dokumentierte dessen Betrieb über Jahre plastisch und leicht nachlesbar. Um die allen Kindern natürlich angeborene psychische und kulturelle Neugierde nicht zu zerstören, gab es nur freiwillige Lehrangebote, die in paritätischen Auseinandersetzungen zwischen den Institutskindern und den dort



arbeitenden Erwachsenen als Erfahrungsaustausch gestaltet wurden. Dem gegenüber galt als Pflicht aller Beteiligten, an den Selbstverwaltungsgremien der Einrichtung teilzunehmen, an den wöchentlichen Vollversammlungen, den täglichen Reflektionen der Tagesaktivitäten und deren kollektiver Supervision. Dabei wurde zu allererst das Prinzip der Nichteinmischung ins Verhalten des Einzelnen, solange dadurch die Freiheit anderer nicht gestört wurde, als höchstes persönliches Gut hochgehalten, galt doch als primäres Lernziel die Erlangung der Freude an der eigenen Arbeit (dem Produkt des aktiv erfassten Wissens) und die Förderung eines subjektiv erfüllten, eben selbstbewusst erarbeiteten Lebensentwurfs (dem Produkt der tätig erfahrenen Vergesellschaftung). Von den an den Lernprozessen beteiligten Erwachsenen wurde als primäre Qualifikation ein sehr weitgehendes Vertrauen in die Vernunft der Kinder erwartet (wozu natürlich eine psychologische Eigenanalyse Voraussetzung war). Wie selbstverständlich verzichtet die derart der Kindheit geschenkte Welt auf zwangsintegrative Hierarchie, auf obrigkeitabhängige Fürsorge und dienstverordnete Hilfeleistung zugunsten der situationsbedingt variablen Prozesse innerhalb einer sich selbst regulierenden, urdemokratisch gefassten Erfahrungsgemeinschaft. Die erwachsenen Teilnehmer haben dabei die außerordentliche Aufgabe, die für die kindliche Entwicklung erforderliche Zeit und den entsprechenden materiellen Rahmen der ihren Nachwuchs gierig erwartenden Erwachsenenwelt abzutrotzen.

Klar, dass auf Anfrage für einen derart kindischen und träumerischen Umgang mit Raum und Zeit die öffentliche Hand zurückgezogen wird. Zeit in Geld umgerechnet verwehrt sich der Ressource Besinnung. Nur logisch also, dass im Gegensatz zur Aufwertung der Kinder- und Jugendzeit angesichts der momentanen Entwicklungskrise der Ruhrregion mit allen Mitteln ein vom jugendlichen Alltag abgespaltenes, streng ausgetüfteltes, mit modernster Technik gestütztes *pädagogisches Intensivprogramm* gefördert wird. Tatsächlich, man hat eine totalitäre Verschulungskampagne anlaufen lassen, um insbesondere den vielen in den heutigen Zeiten etwas verunsicherten Halbwüchsigen das etablierte Erwachsenenwissen derart hammerhart und zeitverknappt zu verpassen, dass, käme noch eigenes Denken hinzu, deren Gehirne platzen müssten. Das massive, die Jugend verachtende Vorgehen der Tonangebenden mag später als eine perverse Reaktion einer Generation verstanden werden, die nur mit schlechtem Gewissen die von ihr missbrauchten Grundwerte, ihr auf Kredit verbrauchtes Luxusleben, kurz, ihr versautes Erbe ihren

Kindern übergab. Jedenfalls grenzt es an Selbstverleugnung, wenn veranlasst wird, dass schon im Vorschulalter, wo sie als Winzlinge noch maximal verformbar sind (sie enorm schnell lernen können) die eigenen Kinder mittels Vorschulpädagogik von ihrer Muttersprache entfremdet eine in Englisch verfasste Wirtschaftssprache erlernen müssen, oder wenn bereits im Grundschulalter, in dem innerhalb des eigenen Umfelds optimal frühe soziale Erfahrungen gesammelt werden könnten (die Kleinen enorm leicht Kontakte aufnehmen), sie im isolierenden e-learning Verfahren die Schriftsprache derart verstehen sollen, dass jede ihrer Leistungen einer Einübung in den beruflichen Wettbewerb gleichkommt. Man möchte sagen, wir übertreiben, wir Alten. Und wenn einigen pubertierenden Jugendlichen, welchen es trotz der Überflutung durch Werbung noch gelingt, ihre Affekte anderswie zum Ausdruck zu bringen, als nur in ihrem Konsumverhalten, dann werden Sittenpädagogen, oder wie sie alle heißen, hinzugezogen. Den Spitzensportlern und anderen einseitig Begabten werden Sonderpädagogen zugesellt, um so schließlich den gesamten pädagogischen Apparat den überkommenen industriekulturellen Normen unterzuordnen. Der Diffusionsdrang der Pädagogen ist gleich dem der Bürokraten. Und wird das Indoktrinationsbemühen an dieser oder jener Klientel zu teuer (das heißt, beansprucht der pädagogische Vollzug zu viel Zeit), dann gibt man sie ab an pharmaerprobte Therapieinstitute, gewaltverfahrene Strafanstalten oder geheimnisumwitterte Exzellenzuniversitäten. Ganz klar, kein Antipädagoge könnte dasselbe vollbringen, keiner von ihnen könnte den Arbeitgebern garantieren, die heranwachsende Arbeitskraft lupenrein ausdifferenziert, widerstandslos an die jeweils angebotenen freien

Stellen angepasst, in ausgewogener Menge termingerecht auf den freien Arbeitsmarkt werfen zu können. Der Mythos vom Happy End bleibt das Ding der Pädagogen.

Robert Bosshard, Soziologe und Künstler, sesshaft in Oberhausen (robert.bosshard@kamp-dsl.de)

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung von z.Zt. 18,- € pro Jahr.

Rechnungsanschrift (AbonentIn)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____

Zahlungsweise

- Verrechnungsscheck über 18,- € liegt bei
- Überweisung über 18,- € ist erfolgt
 am _____ an AMOS, Marl, Konto 33 300 120
 Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum



Wir sind Ihre Bank.

360° Beratung heißt für uns, dass wir unsere Kunden, die besonderen Wert auf eine verantwortungsbewusste Anlage ihrer Gelder legen, optimal unterstützen. So bringen wir die Aspekte Rendite, Sicherheit, Verfügbarkeit und Nachhaltigkeit in gleicher Weise in unsere Anlageberatung ein.

Sprechen Sie uns an – gemeinsam mit Ihnen erarbeiten wir ein Anlagekonzept, das optimal auf Ihre Wünsche und Ziele zugeschnitten ist.



Rolf Stefaniak

Brauchen wir Journalisten?

„Manchmal denk ich mir, ich will's gar nicht wissen.
Dann hast du den falschen Beruf gewählt.“
Himmel, Polt und Hölle. Österreichischer TV-Kriminalfilm 2003

Die Aufgabe der Journalisten, Kritik und Kontrolle zu üben, verliert an Bedeutung. Wichtiger wird es, eine Rundum-Orientierung sowie Lebenshilfe und Nutzwert zu geben: So sehen Deutschlands Journalisten ihre eigene berufliche Zukunft.“ Und so beginnt die Vorstellung der Online-Befragung unter Journalisten, die das Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig, Lehrstuhl Journalistik, unter Leitung von Michael Haller im Jahr 2005 durchgeführt hat.

Wozu ist Journalismus da? Haben wir ihn nötig? Können wir das nicht selbst und besser? Wir haben mit dem Internet mittlerweile das Web 2.0. Also haben wir den Brechtschen Radioapparat, mit jener Utopie der frühen Jahre, mit der wir nicht nur Fragen senden, sondern auch Antworten empfangen können; mit der Produzenten und Konsumenten nicht weiter unterschieden, sondern miteinander verbunden werden. Der Nachrichtenapparat ist zu einer Kommunikationseinrichtung geworden. Darin bewegt sich der Leser zugleich als Schreiber, der Sender zugleich als Empfänger. Im Ergebnis kommunizieren wir miteinander und streiten darüber, wie das, was ansteht, besser zu machen ist. Politik, Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft sind keine separaten Veranstaltungen mit je eigenen Zulassungsregeln mehr; wir erleben vielmehr die Revolution einer Verhandlungskultur, in der jeder mit jedem verbunden und also „vernetzt“ ist.

Und wir wissen nichts damit anzufangen. Man mag prüfen, ob das, was Bertolt Brecht zum Rundfunk als Kommunikationsapparat zu sagen hatte, nicht genauso gut auf das Internet angewandt werden kann, wenn man probenhalber das Wort *Rohstoff* mit dem Wort *Gehalt* vertauscht: „Nicht die Öffentlichkeit hatte auf den Rundfunk gewartet, sondern der Rundfunk wartete auf die Öffentlichkeit, und um die Situation des Rundfunks noch genauer zu kennzeichnen: Nicht Rohstoff wartete auf Grund eines öffentlichen Bedürfnisses auf Methoden der Herstellung, sondern Herstellungsmethoden sehen sich angstvoll nach einem Rohstoff um. *Man hatte plötzlich die Möglichkeit, allen alles zu sagen, aber man hatte, wenn man es sich überlegte, nichts zu sagen.*“

Zweifellos repräsentiert das Internet einen technischen Fortschritt; aber es ist ein Fortschritt der Technik und keiner der Gesellschaft, die sich seiner bedient. Es ist die alte Gesellschaft, die sich mit neuer Technik zu erneuern versucht. Wenn Enthusiasten des Web 2.0 glauben, sie markierten jenen Ort, an dem eine Technik bereit stünde, die für demokratische Zwecke verwendet werden könnte, möchte man ihnen durchaus recht geben. Nur geschieht eben dies gerade nicht. Eher erinnert die junge Web-Avantgarde an die Hausbesetzer in London, Berlin und überall, die nur dazu da war, durch Aufmöblierung herunter gekommener und von der Industrie verlassener Gegenden den Immobilienspekulanten den Weg

zu bereiten. Wie dort hat sich die Werbung treibende Industrie auf die Fersen der Web-Jünger gesetzt, um hier – wie im übrigen immer schon in allen anderen Medien auch – ihre Waren an die Kunden zu bringen. Wenn Journalismus (oder auch eben die Botschaften speziell des Web) ein Publikum zu versammeln mag, weil er eine Neugier bedient, dann nur, um dieses an die zahlende Werbung weiterzureichen. Der Ware Publikum – auch und gerade die besonders begehrte junge Zielgruppe des Web 2.0 – nimmt sich eine Absatzwirtschaft an, um sie in ihre Kunden zu verwandeln. *Schad' doch nix*, sagt frohgemut der Twitterer und zwitschert fröhlich weiter, so, als könne das Werbeumfeld, in das sein Schwatzen eingebettet ist, diesem nichts anhaben. Das mag auch so sein; nur hat es auch keine Folgen – bis auf die, ein für andere vernehmbares Geräusch zu hinterlassen, welches nur wieder neue Geräusche veranlasst.

Hat das noch was mit Journalismus zu tun? Markiert das Web 2.0, also das Internet der Facebook-, Flickr-, StudiVZ-Generation tatsächlich den Umschlag eines Distributions- in einen Kommunikationsapparat, den Brecht Anfang der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts für den Rundfunk gefordert hat? Das Fachblatt *message* dokumentiert in seiner aktuellen Ausgabe ein Internet-Manifest „der Elite der deutschen Web-Journalisten“ in 17 „Behauptungen“.

Darin heißt es gleich unter Punkt eins: „Das Internet ist anders. Es schafft andere Öffentlichkeiten, andere Austauschverhältnisse und andere Kulturtechniken. Die Medien müssen ihre Arbeitsweise der technologischen Realität anpassen, statt sie zu ignorieren oder zu bekämpfen. Sie haben die Pflicht, auf der Basis der zur Verfügung stehenden Technik den best möglichen Journalismus zu entwickeln – das schließt neue journalistische Produkte und Methoden mit ein.“

Und es fährt unter Punkt zehn fort: „Die neue Pressefreiheit heißt Meinungsfreiheit. Artikel 5 des Grundgesetzes konstituiert kein Schutzrecht für Berufsstände oder technisch tradierte Geschäftsmodelle. Das Internet hebt die technologischen Grenzen zwischen Amateur und Profi auf. (...) Qualitativ zu unterscheiden ist nicht zwischen bezahltem und unbezahltem, sondern zwischen gutem und schlechtem Journalismus.“

Und es verkündet unter These zwölf: „Tradition ist kein Geschäftsmodell. Mit journalistischen Inhalten lässt sich im Internet Geld verdienen. (...) Das wettbewerbsintensive Internet erfordert aber die Anpassung der Geschäftsmodelle an die Strukturen des Netzes. (...) Journalismus braucht einen offenen Wettstreit und die besten Lösungen der Refinanzierung im Netz und den Mut, in ihre vielfältige Nutzung zu investieren.“

Darum also geht es: eine *Crew* von *Trendsettern* dient den Medienkonzernen ein neues Geschäftsmodell fürs Internet an (in dem nebenbei gesagt die Verlagshäuser längst zuhause sind). Und während diese noch darunter leiden, dass sie mit dem Netzgeschäft nichts (oder zu wenig) verdienen, bietet jene die funktionierende Lösung. Da geht es um Qualitätsjournalismus, der am besten nichts kostet, und um Werbeeinnah-

men, die umso sprudelnder fließen, wie die Werbung die alten und teureren Medien verlässt. Es ist eine Spiegelfechterei mit solchen Zeitungsleuten (mittlerweile besser Medienmachern, weil die meisten längst in mehreren davon unterwegs sind), denen es nicht ganz egal sein kann, ob sie ihren Unterhalt verdienen oder nicht. Die anderen sind solche, die es sich leisten können, weil sie anderswo ein Auskommen gefunden haben (wie beispielsweise in der Werbung oder der PR-Arbeit).

Und die Qualität im Journalismus? Wie erzeugt und erhält man sie? Natürlich wie anderswo auch durch Aus- und Weiterbildung. Wie der Bäcker (oder der Mechatroniker, wenn's denn beliebt) sein Handwerkszeug in der Lehre erwirbt, so der Journalist im Volontariat. Und für alle gilt, dass sie das, was sie tun, auch gern tun. Die Leidenschaft für eine Sache ist die erste Voraussetzung für ihr Gelingen. Es gibt freilich in der Sprache wie in der Sache zwischen Lehre und Volontariat einen Unterschied; und der hat mit der Exklusivität des Zugangs zu tun. Die absolvierte Lehre entscheidet darüber, ob ich überhaupt Bäcker (oder eben Mechatroniker) sein kann; ein Journalist kann jeder sein, auch ohne Volontariat. Das macht, dass mit der Pressefreiheit – jedenfalls dem Prinzip nach – die Zugänglichkeit zu den Medien für jedermann gewährleistet ist. Der Journalismus beinhaltet also eine gesellschaftliche Basisqualifikation. Mitteilen kann, will und soll sich ein jeder. Dabei wird er umso mehr Zuhörer finden, wie er ihnen auch etwas mitzuteilen hat und wie gewitzt er es versteht, seine Mitteilungen an den Mann zu bringen. Und er kann sich auch bemühen, diese seine Basisqualifikation zu seinem Beruf zu machen. Davor stehen freilich der Redakteur, der Chefredakteur und in letzter Instanz der Verleger. Und das hat mit der anderen Seite der Pressefreiheit, nämlich der Gewerbefreiheit zu tun. Mag es so scheinen, als prüften sie lediglich die Eignung für den Journalismus, so prüfen sie in Wahrheit die Tauglichkeit für das Privateigentum. Qualität und Qualifikation in diesem Sinne bedeutet dann die Fähigkeit, ein ausreichend großes Publikum zu versammeln, das eine hohe Auflage garantiert, um der Werbewirtschaft lukrativ zu erscheint – was für den Leser als Kunden wiederum den Vorteil hat, dass der Bezugspreis im Rahmen bleibt. Die Zeitung habe jetzt den *Charakter einer Unternehmung*, so hat es uns Karl Bücher bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts erklärt, *welche Anzeigen als Waren produziert, die nur durch einen redaktionellen Teil absetzbar wird*. Und so kann man auch sagen: Die redaktionelle Leistung ist so beschaffen, dass sie mit ihrem Publikum die Anzeigenwirtschaft als Kunden wirbt.

Lassen wir uns nicht weiter beunruhigen. Bleiben wir bei der Sache. Für die Qualität im Journalismus haben sich, seit die Bundesrepublik Deutschland existiert, erst die Alliierten, dann die Journalisten- und Verlegerverbände stark gemacht. Daraus ist eine Ausbildungsordnung für Volontäre entstanden, die eine von den Verlagshäusern unabhängige Ausbildung einschließt. Es ist ein wenig Geschichte, aber soviel hat sich immerhin erhalten: Die Verleger der Zeitungen und Zeitschriften (sie haben sich zwischenzeitlich in multimediale Unternehmen verwandelt) sind genötigt, ihre Volontäre zu gegebener Zeit und in vorgegebenem Umfang in relativ unabhängige Einrichtungen zu schicken, die eine überbetriebliche Ausbildung einigermaßen sicherstellen. Sie tun dies, indem sie die (technisch präfigurierten) Entwicklungen

im Berufsfeld verfolgen und gegebenenfalls weiterbildende Seminare anbieten, im Rahmen der sie, wenn man so sagen kann, journalistisch-handwerkliche Fertigkeiten unabhängig von den verschiedenen Verlagshäusern und ihren Usancen einüben. Und das ist meine Erfahrung: je radikaler sie dies tun, um so radikaler wird auch die Leidenschaft ihrer Teilnehmer. Wenn man nämlich erst weiß, wie man recherchiert, wie man einen genauen Bericht schreibt, dann kann sich auch die Leidenschaft nach der Wahrheit der Wirklichkeit entzünden. Und wenn man mit seinen Teilnehmern korrespondiert, wenn sie bekommen, was sie für ihre Neugier benötigen, dann ist das meiste getan. Jedenfalls benötigen wir eine unabdingbare Neugier, die auch nicht davor zurückschreckt auszusprechen, was zunächst unaussprechlich erscheint. Ein Volontär, der im Angesicht der einen Milliarden hungernder Menschen meint, das besser nicht wissen zu wollen, der vor dem Anspruch zurückschreckt, seiner Neugier für die Wirklichkeit und seinem analytischen Vermögen nachzugehen, ist an der falschen Stelle.

Aber wir alle sind neugierig. Und wir haben diese und jene Profession. Wenn wir entgegen der Ordnung uns die Medienapparate zueigen machen, können wir uns auch über Absichten und Ziele verständigen. Die Journalisten die wir brauchen, das sind wir selbst. Aber bis wir dahin kommen, können wir sie noch brauchen.

Rolf Stefaniak, Jahrgang 1944, Journalist

ALLES ÜBER BERLIN

10 000 BERLINBÜCHER · BERLIN IN 12 SPRACHEN

**Herrschende, Beherrschte und Aufsässige.
Mainstream und Verqueres. Literatur,
Kunst, Stadtpläne, Schnäppchen.**



BERLIN STORY
Wieland Giebel GmbH
Unter den Linden 26
10117 Berlin

Tel. 030/20 45 38 42 · Fax 030/20 45 38 41
Service@BerlinStory.de
Jeden Tag geöffnet von 10 bis 19 Uhr,
auch am Sonntag und überhaupt immer

Film
Ausstellung »THE MAKING OF BERLIN« Stadtmodell

Buchhandlung
Verlag
Café im Hof
Bühne/Berlin Story-Salon
Historiale – das Geschichtsfestival

"Every city should have a bookshop like Berlin Story which feels like you've just walked into a life-size history lesson."

WWW.BERLINSTORY.DE

Hildegard Mogge-Grotjahn

Neues aus den (Bildungs-)Anstalten:

Über die stillen Veränderungen (nicht nur) der nordrhein-westfälischen Hochschulen

Die aktuellen Proteste von Studierenden und SchülerInnen richten das Augenmerk auf zwei Missstände an deutschen Hochschulen: die Verdichtung und Verschulung von Studiengängen und die finanziellen Belastungen der Studierenden durch Studienbeiträge (besser bekannt als Studiengebühren). Beides sind wichtige Themen, und zumindest in Hinblick auf die Bachelor- und Masterstudiengänge meine ich, dass es neben viel berechtigter Kritik auch einiges gibt, das für dieses Studiensystem spricht –, wenn es denn sinnvoll ausgestaltet würde und den ursprünglichen Zielsetzungen entspräche, nämlich: mehr Orientierung und Strukturierung in den Studiengängen, bessere Studierbarkeit, erleichterte Möglichkeiten des Wechsels an andere deutsche oder europäische Hochschulen. Mit der Einführung dieser sog. konsekutiven Studiengänge war die Etablierung eines Akkreditierungssystems verbunden. Auch hier liegen Grundgedanken und Realisierung oft weit auseinander. Weniger öffentliche Aufmerksamkeit als diese Missstände erfährt eine grundlegende Veränderung des Charakters von Hochschulen –, und auf diese Entwicklung im tertiären Bildungssektor will ich mich im Folgenden konzentrieren.

Hochschulen als Wirtschaftsunternehmen

Hochschulen werden mehr und mehr zu Wirtschaftsunternehmen, die effizient gesteuert werden müssen und mit- bzw. gegeneinander konkurrieren: um staatliche Mittel, um Drittmittel und zusätzliche Einnahmen (z.B. durch Studienbeiträge) und auch um Studierende. Extern mitbestimmte Hochschulräte und Präsidialverfassungen sind Ausdruck dieses veränderten Verständnisses von „Hochschule“. Wie für die einzelnen Studiengänge gilt auch für die Hochschulen insgesamt die sog. „Output-Orientierung“: Gemessen und ggf. finanziert wird, was „hinten herauskommt“ an Absolventinnen und Absolventen (möglichst in der Regelstudienzeit) sowie an Forschungs- und Transferleistungen. Als durchaus erfreulichen Nebeneffekt beobachte ich dabei, dass die Unterschiede zwischen Fachhochschulen (die inzwischen nur noch selten so heißen) und Universitäten dabei zunehmend unwichtiger werden –, es handelt sich allemal um Hochschulen, die jeweils unterschiedliche Studien- und Forschungsschwerpunkte aufweisen.

„Trendsetter“ Nordrhein-Westfalen

Bei der Angleichung von Hochschulen an Wirtschaftsunternehmen gehört Nordrhein-Westfalen zu den „Trendsettern“. Mit dem „Hochschulfreiheitsgesetz“ hat die schwarzgelbe Landesregierung mit Wirkung vom 1. Januar 2007 sämtliche Universitäten und Fachhochschulen des Landes in Körperschaften des öffentlichen Rechts umgewandelt, die zwar weiterhin überwiegend staatlich finanziert werden, aber der oben erwähnten output-orientierten Steuerung unterliegen. Hochschulen müssen nun bestimmte, mit dem Land vereinbarte Ziele erreichen, und sie können hierfür weitgehend freie Finanz-, Personal- und Organisationsentscheidungen

treffen. Sie können zusätzliche Mittel durch Studienbeiträge einnehmen, und sie können auch selbst unternehmerisch tätig werden und beispielsweise eigene Firmen gründen.

Von den Universitäten und Fachhochschulen, die bis 2007 in Trägerschaft des Landes waren und auch durch das Landesministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie gesteuert wurden, waren schon immer die vier staatlich refinanzierten und anerkannten Fachhochschulen in Nordrhein-Westfalen zu unterscheiden: die Technische Fachhochschule Georg Agricola in Bochum, die Rheinische Fachhochschule in Köln, die Katholische Fachhochschule Nordrhein-Westfalen mit ihren Standorten Aachen, Köln, Münster und Paderborn und die Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum. Durch die überwiegend staatliche Refinanzierung war und ist auch weiterhin gewährleistet, dass in diesen Hochschulen nicht für den alleinigen Bedarf des jeweiligen Trägers, sondern weit darüber hinaus Studierende in verschiedensten Studienrichtungen gebildet und ausgebildet werden. – Die Universität Witten-Herdecke ist rechtlich und finanziell nochmals anders strukturiert und gehört ebenfalls zu den etablierten und anerkannten, staatlich mitfinanzierten privaten Hochschulen des Landes.

Neugründungen privater Hochschulen

Ein anderer Typus von Hochschulen sind die privaten Hochschulen, die tatsächlich privat sind. Hier handelt es sich um Wirtschaftsunternehmen, die sich durch ihre eigenen Einnahmen tragen müssen. Ob private Firmen, Diakonische Werke, der CVJM oder auch Ordensgemeinschaften: Wer als Hochschulträger die Hürden der Akkreditierung (und des Wissenschaftsrates) überwindet, kann seine eigene Hochschule betreiben und sich passgenau diejenigen Absolventinnen und Absolventen heranbilden, die für den jeweiligen beruflichen Einsatzbereich benötigt werden. Entscheidend ist allein das Einhalten der zwangsläufig abstrakt und formal gehaltenen institutionellen und studiengangbezogenen Akkreditierungsstandards. Dazu gehört u.a., dass mindestens drei verschiedene Studiengänge angeboten werden müssen, dass ausreichende personelle und materielle Ressourcen vorhanden sein müssen, und dass die Studiengänge tatsächlich „studierbar“ sind, das heißt: ausweislich der jeweiligen Modulhandbücher sinnvoll aufgebaut und curricular durchdacht. Überprüft werden auch fachliche Standards und die Arbeitsmarktchancen der Absolventinnen und Absolventen, nicht aber die bildungs- und wissenschaftspolitische Sinnhaftigkeit des jeweiligen Unterfangens.

Vereinzelte gab es diesen Hochschultypus schon seit langem, z.B. die zur Firma Fresenius gehörenden Hochschulen in verschiedenen Bundesländern. Politisch forciert wird ihr Ausbau in Nordrhein-Westfalen aber erst durch die jetzige Landesregierung, die eine Doppelstrategie verfolgt:

Einerseits unterstützt sie den Ausbau der bisherigen Hochschulen, vor allem Fachhochschulen, also die Gründung neuer Standorte und die Finanzierung zusätzlicher Studienplätze. Dieser Ausbau findet vor allem in den sog. „Mint“-Fächern

statt, das sind die Studienrichtungen Mathematik, Ingenieurwissenschaften und Technik. Sie hat außerdem mit dem sog. „Gesundheitscampus“, der ersten Fachhochschule für Gesundheitsberufe mit Standort Bochum, eine Neugründung gefördert, die rund 1.000 Studienplätze in innovativen gesundheitsbezogenen Studiengängen bereitstellen wird. Dies alles geschieht unter den Bedingungen einer staatlichen Grundfinanzierung und in der Logik des öffentlichen Bildungsauftrages im tertiären Sektor.

Andererseits fördert, fordert und feiert die Landesregierung die Gründung kleiner und kleinster, rein privater Hochschulen. Mittlerweile gibt es 27 private Hochschulen in Nordrhein-Westfalen. Von den insgesamt knapp 490.000 Studierenden in Nordrhein-Westfalen sind etwa 36.000 in privaten Hochschulen eingeschrieben (die oben genannten vier staatlich refinanzierten Fachhochschulen und die Universität Witten-Herdecke eingeschlossen). Zu solchen neuen Hochschulen gehören überwiegend „Business- und Management-Schools“, wie z.B. die European Business School in Bochum oder die Cologne Business School, aber auch andere wirtschaftsnahe Hochschulen. Die Gründung der im Gesundheitsbereich spezialisierten Mathias-Hochschule in Rheine als 27. privater Hochschule in Nordrhein-Westfalen kommentierte Innovationsminister Andreas Pinkwart mit den Worten: „Ich freue mich über diese Entwicklung, denn private Hochschulen sind ein fester Bestandteil des Bildungsangebotes und bereichern die regionale Vielfalt“.

Verengung des Bildungsauftrags

Die Wortwahl ist verräterisch: Bildung, gerade im tertiären Sektor, wird mehr und mehr zum Privatvergnügen à la carte: Jedes zahlungskräftige Unternehmen kann seinen eigenen Nachwuchs ausbilden, jeder zahlungskräftige junge Mensch einen Studiengang wählen, der ihn oder sie schnurstracks für die jeweilig angestrebte Berufstätigkeit oder Karriere qualifiziert –, es kostet dann eben ein bisschen mehr. Was bei den Studierenden auf der Strecke bleibt, sind umfassende Bildungsprozesse, der Blick über den Tellerrand, die Begegnung mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen. Was bei den Lehrenden auf der Strecke bleibt, sind der interdisziplinäre Austausch und eine Forschung, die über den Anwendungsbezug im jeweiligen Kontext hinausgeht. Was gesellschaftlich auf der Strecke bleibt, ist das Bewusstsein davon, dass Bildung mehr ist als reine Ausbildung. Verloren gehen der kritische Blick auf das Gesamte und die verändernde Kraft, die von gebildeten jungen Generationen ausgeht.

Auch die Diakonischen Werke im Einzugsbereich des Landes Nordrhein-Westfalen haben sich diesem Trend angeschlossen. Die private Hochschule der Diakonie in Bethel und die geplante Fachhochschule der Kaiserswerther Diakonie wollen möglichst passgenau ihren eigenen Nachwuchs ausbilden und sich mit ihren Hochschulen auf dem „Markt“ der „Bildungsanbieter“ im tertiären Bereich gewinnbringend etablieren. Wenn ich diese Entwicklung kritisch kommentiere, setze ich mich natürlich dem Verdacht aus, mein eigenes Interesse als Vertreterin der Evangelischen Fachhochschule RWL zu verallgemeinern. Mir geht es hier aber nicht um tatsächliche oder potenzielle Konkurrenzen, sondern um den Trend zur Privatisierung und Zersplitterung des tertiären Bildungsektors, den ich für fatal halte. Denn gerade in den Bereichen, für die Fachhochschulen des Sozial- und Gesundheitswesens

ihre Absolventinnen und Absolventen qualifizieren, geht es darum, in einer pluralen Gesellschaft zur umfassenden Bildung des Menschen beizutragen. Um der Abschottung der lebensweltlichen und kulturellen Milieus eine am Gemeinwesen orientierte Kommunikationsbereitschaft und Kultur der Verantwortung entgegenzusetzen zu können, dürfen Fachkräfte nicht nur oder in erster Linie für das „eigene Milieu“ ausgebildet werden. Die Gefahr einer solchen Verengung des Bildungsauftrages steigt aber mit der Anzahl kleiner und kleinerer, unternehmerisch finanzierter privater Hochschulen.

Dr. Hildegard Mogge-Grotjahn ist Professorin für Soziologie an der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum und derzeit Prorektorin der Hochschule.

Lesetipps

Friedrich Grotjahn und Anna Barbara Hagin

Das himmlische Telefon: Nikolaus und der Weihnachtsmann ... und andere himmlische Interviews, Herder Audio 2009

Das Hörbuch/die CD besteht aus drei Interviews:

- Entfernte Verwandte – Nikolaus und Weihnachtsmann im Interview
- Immer dem Stern nach – Ein „Heiliger Dreikönig“ im Interview
- Der Mann in der zweiten Reihe – Der heilige Josef im Interview

Warum ich Sendungen im Hörfunk mache, die mit Religion und /oder sonderbar couragierten Menschen zu tun haben, wollte die AMOS-Redaktion wissen. – Nehmen wir Josef, den Mann der Maria, ein Mensch, von dem kein eigenes Wort überliefert ist, der irgendwann einfach aus der Bibel verschwindet, Jahrhunderte lang als Spottgestalt der kirchlichen Volkskultur dahinvegetiert, bis er dann ab dem 17. Jahrhundert eine steile Karriere als Heiliger macht und schließlich, 1955, zum Schutzpatron der Arbeiterschaft avanciert – so einen Menschen muss man doch einmal selbst fragen, was er zu dem allen zu sagen hat. Und das gilt ebenso für andere biblische Gestalten.

Und so haben wir, meine Bochumer Kollegin Anna Barbara Hagin und ich als Autoren, zusammen mit dem Redakteur Jörg Vins vom Südwestrundfunk als Interviewer, Abraham und Sara, Jakob und Esau, David und Bathseba, Josef, Balthasar, Maria Magdalena, Petrus und Judas und schließlich, wegen eines aktuellen Problems, St. Nikolaus und den Weihnachtsmann interviewt, Gespräche, die dann im Südwestrundfunk gesendet wurden. – Nun hat der Herder-Verlag drei dieser Interviews ausgesucht und – jetzt zu Weihnachten – ein Buch zum Hören daraus gemacht. – In seiner Besprechung dieses Hörbuchs schreibt Paul Gerhardt Schoenborn, Wuppertal: „Es sind alte Geschichten – neu erzählt, aber – nota bene – nicht einfach aufgehübscht und ins Heute geholt. Himmel und Erde werden telefonisch verbunden, ja gewiss. Doch die „Bühne der Transzendenz“ wahrt historischen Abstand und gewährt zugleich geschichtlichen Überblick. Auf manche säkularen Zeitgenossen, sollten sie diese CD hören, warten Aha-Erlebnisse ... Man höre selbst einmal alles zur Gänze. Die 73 Minuten Hörgenuss dieser Audio-CD sind übrigens ein schönes, ein passendes Weihnachtsgeschenk für Menschen, die man mag.“ (Friedrich Grotjahn)

Friedrich Grotjahn

Eine Gerechte und Zwei Schwestern

Mit einem Vorwort von Hugo Ernst Käufer und Tuschzeichnungen von Horst Dieter Gölzenleuchter
Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, Bochum 2009

Das Buch besteht aus zwei Erzählungen: „Eine Gerechte – Die Geschichte einer schwierigen Rettung in der Nazizeit“ (schon einmal, 2002, in der Edition Wort und Bild erschienen, dort vergriffen) und: „Zwei Schwestern – Das unüberschaubare Leben der Hanna W., überschaubar dargestellt von ihrer Schwester Lisbeth“.

In seinem Vorwort schreibt Hugo Ernst Käufer: „Friedrich Grotjahn interessieren vorwiegend Menschenschicksale, die von der jüngeren Zeitgeschichte entscheidend geprägt sind. Die Missachtung und Verfolgung politisch Andersdenkender und der Juden in der Nazizeit, aber auch die Ansätze des Widerstands gegen das unmenschliche totalitäre Regime, sowie die politischen und gesellschaftlichen nicht immer erfreulichen Entwicklungen in ... der Nachkriegszeit gehören zu den Schwerpunkten seines Erzählens ... Was der Autor mit diesen beiden Geschichten leistet, ist ein überzeugendes, ja beispielhaftes Schreiben als Erinnerungsarbeit. Auffallend ist, dass vor allem Frauen die Protagonisten seines Erzählens sind. Gekonnt porträtierte Frauen, die man so schnell nicht vergisst.“

Wolfram Breger

Hochschule seit „Bologna“:

Zur „Akkreditierung“ von Studiengängen – ‚von innen‘

1. Organisation der Akkreditierung

Wesentliches Element der Bologna-Hochschulreform ist, dass neue (Bachelor- und Master-)Studiengänge nicht mehr von Staats wegen, sondern durch die Kollegenschaften der Universitäten, sog. ‚Peer Groups‘ beurteilt und ggf. zur Zulassung empfohlen werden. Hierzu wurden von den Universitäten und Fachhochschulen Akkreditierungsagenturen gegründet, die die neuen Studiengänge begutachten sollen. Die Akkreditierungsagenturen setzen für die verschiedenen Fächer Akkreditierungskommissionen ein; diese berufen ‚Gutachterausschüsse‘, die vor Ort in der jeweiligen Hochschule/dem Fachbereich die beantragten Studiengänge prüfen und ein Votum an die Kommissionen geben, die darüber einen Beschluss fassen, der von der Akkreditierungsagentur im positiven Fall bestätigt und an das zuständige Ministerium weitergeleitet wird. Es sind also jede Menge neue Organisationen geschaffen worden, wobei der Unterschied zu den früheren Anerkennungsverfahren durch die Wissenschafts- oder Bildungsministerien darin besteht, dass die Hochschulen die Kosten des Verfahrens zu tragen haben. Damit werden Scharen von Spezialisten alimentiert: Die Anerkennung von Studiengängen ist ein Erwerbszweig, ein Geschäftsmodell.

2. Die Gutachtertätigkeit

Mitglieder in den Gutachterausschüssen sind Kolleginnen des jeweiligen Faches, eine studentische Vertreterin sowie eine Vertreterin der Berufspraxis, in der Regel 5 – 6 Personen. In Anhörungen der Fachbereichsvertreter und Hochschulleitungen überprüfen sie die Anträge und die beantragten Studiengänge, die beteiligten Lehrenden, die Ausstattung des Fachbereichs bzw. der Hochschulen z.B. mit Bibliotheken, die Erfüllung der Bologna-Vorgaben hinsichtlich der Zuordnung von Leistungspunkten zu den vorgesehenen Lehrveranstaltungen und Prüfungen sowie zum Praxisbezug des Studienganges und der ‚employability‘ der AbsolventInnen.

In den Gutachterausschüssen lässt sich beobachten, wie Lehrsätze der Organisationssoziologie verifiziert werden:

a) Organisationen interagieren vorrangig mit Organisationen. Das heißt hier: Fachvertreter (Wissenschaftler) agieren lieber mit Fachvertretern als mit Nichtfachvertretern (z.B. Ministerialbeamten). Daraus ergibt sich, dass Organisationen dazu neigen, sich – über Imitation – einander anzupassen. Die Fachvertreter, seien es Gutachter oder Begutachtete, tendieren zum Konsens, wenig zum Konflikt.

b) Organisationen versuchen ihre Existenz zu sichern: hier also das Beharrungsvermögen des Wissenschaftsbetriebs in seiner jeweiligen fachlichen Ausprägung.

c) Wenn Ziele nicht erfüllbar sind, begnügt man sich mit scheinbarer Zielerfüllung.

3. Auswirkungen

Wie wirken sich diese Basistatsachen in der Arbeit der Gutachter aus?

a) Der Fachtrend

Wissenschaftler respektieren Wissenschaftler zunächst a priori. An diesem gegenseitigen Respekt haben auch die Stu-

dentenschafts- und Praxisvertreter Teil, die in den Konsens-Trend mit einbezogen werden. „Wir ziehen alle am selben Strang“, „Wir sitzen alle in einem Boot“ ist die auch ausgesprochene Grundeinstellung. Etwas expliziter: „Wir wollen doch das Fach XY erhalten.“ (Zitat). Oder ganz deutlich: „Wir sind ja auch schon mal auf der andere Seite.“, das heißt, die gutachtenden Professoren sind ebenfalls schon begutachtet worden oder werden dies sein. Manchmal sitzen sich dieselben Personen in anderen Rollen gegenüber. Man versteht, dass Menschen in unterschiedlichen Rollen unterschiedlich agieren müssen und nimmt Rücksicht auf die jeweiligen Interessenlagen. Resultat ist, dass das Beharrungsvermögen des Wissenschaftsbetriebs im jeweiligen Fach noch forciert wird (s. Punkt 3).

Konflikte zwischen Gutachtern und Begutachteten? Drei habe ich erlebt:

- einen nicht-manifesten Konflikt: Beantragt ist ein BA-Studiengang „Philosophie“ an einer norddeutschen Universität. Das Fach wird dort von genau drei Professoren vertreten. Der Eine hat drei Bücher veröffentlicht: eins über Leibniz, eines über Folter, eines über Embryonen. Der Andere hat zwei Bücher veröffentlicht: eins über Bioethik, eins über Folter. Der Dritte hatte zum Zeitpunkt der Begutachtung kein einziges Buch auf dem Markt. In den Folter-Beiträgen, die, wie meine Recherchen zeigten, auf einen ca. 2 Jahre zurückliegenden Kongress zurückgingen, wird eine „Selbstverschuldete Rettungsbefragung“ (mit der gleich mit-erfundenen Abkürzung „SVR“) konstruiert. Es sollte nachgewiesen werden, dass die von dem damaligen Stellv. Polizeipräsidenten Frankfurt a.M. gegenüber einem der Kindesentführung Beschuldigten erhobene Drohung, ihm körperlichen Schmerz zuzufügen (eben Folter), nicht dem Folterbegriff der UNO und sonst wem entspreche. Bevor ich dazu kam, meine vorbereiteten Bedenken vorzutragen, hatten die Fachgutachter – wegen anderer fachlicher Mängel – die Herren überredet, ihren Antrag fallen zu lassen.

- zwei manifeste Konflikte: In beiden Fällen hatte eine Akkreditierungsagentur den Anträgen von Studiengängen nicht stattgegeben – gegen die Voten der Gutachter. Im einen Fall führten die Hochschulvertreter dies darauf zurück, dass die Universität einen großen Auftrag nicht an diese Agentur vergeben hatte.

b) Beharrungsvermögen

Was im Wissenschaftsbetrieb hegemonial ist, reproduziert sich selbst. So machten sich Soziologie-Gutachter über den früheren Bochumer und dann Berliner Soziologen Urs Jaeggli lustig. Zwei Vertreter des Faches Psychologie – sympathische Leute – konstatierten bei anderer Gelegenheit: „[Sigmund] Freud wäre bei uns kein Mitglied“ (d.h. in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie). So sind die Gutachtergruppen zusammengesetzt, so die Akkreditierungskommissionen, so die Akkreditierungsagenturen selbst bis hin zum Akkreditierungsrat. Die Vielfalt wissenschaftlicher Konzepte wird in einen Einheitsbrei vermatscht; alternative und kritische Dimensionen sind nicht gewünscht, nicht vertreten und kommen nicht zu Wort. In diesem hegemonialen Rahmen, der dabei

sehr ausdehnungsfähig ist, bewegen sich auch die zum Teil interessanten Experimente mit neuen Studiengängen („Gender Studies“ und ähnliches).

c) Unerfüllbare Ziele

Hauptziel der Bologna-Beschlüsse hinsichtlich der (für Deutschland neuen) Bachelor-Abschlüsse war, die Beschäftigungsfähigkeit („Employability“) der AbsolventInnen zu steigern. Die Studiengänge sollen praxisnah, d.h. nah am Arbeitsmarkt sein und neben dem, was an Wissenschaft noch übrig ist, persönliche Qualifikationen vermitteln, die die Absolventin auf dem Arbeitsmarkt reüssieren lassen (sog. Schlüsselqualifikationen). Manchmal machen sich die Fachbereiche die Mühe, den regionalen Arbeitsmarkt zu erkunden, und dann wird ein Bachelor-Studiengang von z.B. 40 Anfangsstudierenden je Sommer- oder Wintersemester aufgelegt, der sich auf diesen, im Zeitpunkt t_0 identifizierten Arbeitsmarkt zum Zeitpunkt t_4 ausrichten soll. Mit Wissenschaft hat das natürlich nichts zu tun. Jeder Personalmanager weiß, dass Annahmen über den Personalbedarf in drei oder vier Jahren fiktiv sind. Doch selbst solche hypothetischen Projektionen sind selten.

Mit den „Schlüsselqualifikationen“ nehmen manche Hochschulen und Fachbereiche es sehr ernst (Bochum, Wuppertal ...). Anderen ist es egal. Da gibt es dann ein „Schlüsselqualifikations-Vermittlungskonzept“, das „integrativ“ umgesetzt wird, das heißt, in einem Seminar über transatlantische Beziehungen lernt der Studierende, wie man ein Referat hält. So hatten wir das ja immer schon.

Den universitären Gutachtern ist dieser Punkt gleichfalls egal. Sie stürzen sich mit Liebe in die exakte Zurechnung von ‚Credit Points‘ (Leistungspunkten) zu Veranstaltungen. Daraus hat sich kürzlich in einem Workshop einer Akkreditierungsagentur eine kabarettreife Diskussion ergeben, darüber nämlich, ob die Arbeitsstunden, die den ‚Workload‘ für die Studenten und damit deren ‚Credit Points‘ ausmachen, 45 oder 60 Minuten bedeuten. Eine Stunde Lehre ist gleich 45 Minuten, soll das auch für die Eigenarbeit der Studierenden – in der Bibliothek, zu Hause ... – gelten? Absurdistan in Vollendung, wissenschaftlich untermauert und politisch gewollt. Da ist es nur ein unwichtiger Nebenaspekt, dass die Gutachter je Auftrag Papier in einer Stapelhöhe von bis zu 8 cm zu lesen hätten.

Diese Strukturen sind nicht beherrschbar und produzieren jede Menge nichtintendierter Wirkungen. Aber anders bekommt man solche ‚Reformen‘ auch nicht durch.

Dr. Wolfram Breger, Sozial- und Erziehungswissenschaftler; seit 2007 Mitglied in Gutachterausschüssen zur Akkreditierung von insgesamt 18 Studiengängen



*Menschenorte 5
AMOS 4-2009*

Rolf Euler

Menschenorte 5:

Verlorene Orte in Gelsenkirchen: Willi Scherer

Was bleibt und was verloren ist? Ein wunderbares Buch über diese Stellen in Europa unter dem Titel „Last & Lost“ bringt mich zu den verlorenen Orten in Gelsenkirchen, die mit dem Leben des kürzlich verstorbenen Willi Scherer verbunden sind.

In der Stadt der vielen Zechen kamen in den fünfziger Jahren Tausende unter, lernten Gedinge und Kohlenstaub, Solidarität oder Treiberei am Kohlenstoß. Willi Scherer, als kommunistischer Arbeiter in Wilhelmshaven mit einem Platz auf der schwarzen Liste von Gießerei und Metallbetrieben versehen, war einer von ihnen.



Keine Zeche mehr nirgends – aber Gebäude-Reste, die kulturelle Veranstaltungen in einen Ort zwingen, der doch so weit entfernt von der verfüllten „siebten Sohle“ ist.

In der „Stadt der tausend Feuer“ gab es die Heißbetriebe in Stahlwerken und Gießereien, die Willi später in seiner beruflichen Entwicklung prägten. Keines dieser Feuer brennt mehr, aber die Hitze hat sich in viele Debatten der beteiligten Metaller eingebrannt: hitzig ging es noch lange Zeit unter Beteiligung von Willi in den Ortsgruppen der IGM zu.

Gießereiarbeiter in den sechziger Jahren: Formen für Herd- und Ofenteile, Eisenguss am Ofen und in den Formen, Schutzanzüge waren später. Solidarität organisieren, kleine Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzung, Streiks und Demos auf der Straße: die Straßen gibt es noch, die Orte sind fast verwaist.

Betriebsratsbüro bei Küppersbusch – damals ein gut laufender Betrieb mit Tausenden Beschäftigten. Willi Scherer war dort Betriebsratsvorsitzender und Streikführer Anfang der siebziger Jahre. Wo sind die Fabrikhallen, in denen Öfen, Herde, Küchen von Anfang bis Ende produziert wurden und eine kampfkraftige Belegschaft sich die Butter nicht vom Brot nehmen ließ? Vieles ist stillgelegt, viele Arbeitsplätze verschwunden. Von AEG übernommen, in Konkurs gegangen, mit Restbelegschaft in andere Konzerne integriert. Es gibt noch den Namen „Küppersbusch“.

Und es gibt noch die IGMetall-Rentner, die Willi Scherer zu ihrem Vorsitzenden, später Ehrevorsitzenden hatten. Nirgends sonst gibt es Ortsgruppen der IGMetall, aber in Gelsenkirchen, weil dort viele Jahre eine der größten Fabrikstädte selbstbewusste Metaller hervorbrachte.

Die Einkaufsstraßen von Gelsenkirchen: Niedergang im Geschäftsleben. Rentner auf der Straße treffen Willi Scherer und sagen; „Ja damals, als Du noch aktiv warst ...!“

Nun sind nicht nur viele Orte verschwunden, auch Willi Scherer trifft keiner mehr. Er starb am 2. November, 87 Jahre alt – aber vieles von ihm bleibt noch lange Zeit.

Ralf Syring

Über das richtige Verhalten

ZWURF

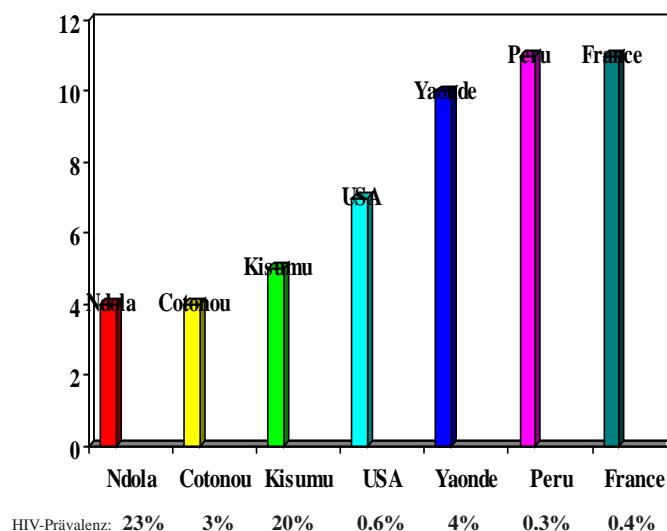
Das haben wir vielfältig erklärt bekommen: Manche Menschen verhalten sich falsch. Da gibt es zum Beispiel welche, die nicht richtig wohnen können – ich erinnere mich daran, dass das jemand behauptete, um damit Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts den Plan zum Abriss der Siedlung „Flöz Dickebank“ in Gelsenkirchen zu begründen. Besonders viele Menschen, die sich falsch verhalten, wohnen in Afrika. Deshalb sind in Afrika auch so viele Menschen arm. Und krank.

Ich wurde neulich in eine Kleinstadt in Äthiopien geführt, wo mir beflissene Helfer einer US-amerikanischen Hilfsorganisation ein Viertel zeigten, in dem sie gerade eine Hygienekampagne angefangen hatten. Die Leute waren dauernd krank dort, besonders die Kinder. Das kam dadurch, dass sie sich zum Beispiel vor dem Essen nicht die Hände wuschen. Und sie verrichteten ihre Notdurft einfach auf der Straße. Ich ging mit den Helfern durch eine der Straßen, und sie umwarben mich, dass ich ihr Projekt unterstützen sollte. Die Straße war schmal. Auf beiden Seiten standen enge Häuser aus ungebrannten Lehmziegeln mit verrosteten Zinkdächern. Wir watenen durch Schlamm, der sich auch in die Häuser hinein fortsetzte. Es gab einige Pfützen, an deren Rand Frauen hockten, die in den Pfützen Kleider wuschen. In einer Häuserlücke hatten die Helfer vier Latrinen gebaut. Und sie zeigten mir die Exkremente, die um die Latrinen herumlagen. Sichtbar Ergebnis falschen Verhaltens? Ich fand die Latrinen verschlossen mit Vorhängeschlössern. Den Schlüssel hatte ein Mann, der in einem der Häuser wohnte. Das sollte die Menschen zum richtigen Verhalten auf der Latrine erziehen. Außer den Pfützen im Schlamm gab es kein Wasser. Und dieses Wasser war im Wesentlichen Abwasser von einer höher gelegenen Stelle. Wichtigster Bestandteil der Hygienekampagne sollte die „Behaviour Change Communication“ sein, die Vermittlung mit dem Ziel des richtigen Verhaltens.

Die Afrikanerinnen und die Afrikaner verhalten sich auch nicht richtig in ihren sexuellen Beziehungen. Deshalb sind dort so viele mit dem HIV infiziert. Also muss man ihnen das richtige Verhalten erklären: Sie sollen enthalten sein. Wenn ihnen das zu schwer fällt, sollen sie wenigstens nur eine Sexualpartnerin oder einen Sexualpartner haben. Und wenn sie auch das nicht schaffen, dann sollen sie wenigstens bei jedem Geschlechtsverkehr ein Kondom benutzen. Doch anscheinend verhalten sie sich einfach weiter falsch, weil das schon seit über 20 Jahren erzählt wird und keine nennenswerten Erfolge zeitigt.

Einer der Gründe der hohen HIV-Prävalenz, also des Prozentwertes der Menschen im Alter zwischen 15 und 49 Jahren (diese Grenzen sind international festgelegt worden), die mit dem HI-Virus infiziert sind, soll sein, dass Menschen in Afrika sich nicht mit einem einzigen Sexualpartner begnügen, sondern ganz viele haben. M.J. Kelly hat in Lusaka 2005 eine Graphik veröffentlicht, die die Angaben von Männern aus verschiedenen Ländern über die Anzahl ihrer Sexualpartne-

rinnen nebeneinanderstellt und sie in Beziehung setzt zu der jeweiligen HIV-Prävalenz:



Das sieht nicht so aus, als gebe es einen Zusammenhang. Nun ist die Situation selbstverständlich komplexer. Es gibt ja ein ganzes Spektrum von falschem Verhalten.

Inzwischen gibt es ein paar – wenige erst – Studien, die an der Theorie des falschen Verhaltens zweifeln lassen:

In Kisumu in Kenia – das liegt in einer Zone, in der sehr viel Malaria vorkommt – wurde festgestellt, dass die Malaria die Viruslast im Blut von HIV-infizierten Menschen verzehnfacht. Damit steigt die Ansteckungswahrscheinlichkeit mit HIV um ein Vielfaches an. Drei Studien in Afrika südlich der Sahara haben gezeigt, dass durch die medikamentöse Beseitigung von Darmparasiten die Viruslast von HIV bedeutend sinkt und die Anzahl der weißen Blutkörperchen, die Teil des Immunsystems sind (CD4), um ein Vielfaches ansteigt. Dieses Ergebnis lässt vermuten, dass die Anwesenheit von Darmparasiten – beinahe die Normalität bei der Mehrheit der Bevölkerung in Afrika südlich der Sahara – die Ansteckungswahrscheinlichkeit mit HIV erheblich erhöht.

In dieser Richtung wird weiter zu forschen sein. Vielleicht trägt das zum Verständnis der Tatsache bei, dass das Verhalten von Menschen in der Regel in Übereinstimmung mit ihren Bedingungen und ihren Interessen ist. Es geht nicht um „richtig“ oder „falsch“. Und wer zur Veränderung beitragen will, sollte sich vor der Unterstellung hüten, dass Menschen sich falsch verhalten und gesagt bekommen müssen, wie es richtig ist.

Ralf Syring, Dr. med., geboren 1946 in Iserlohn, Studien der Ev.Theologie, Sozialwissenschaften und Medizin in Münster, Marburg, Amsterdam, Bochum, Düsseldorf und Essen. Berufsschullehrer in Gladbeck und Herne, Facharzt für Kinder- und Jugendmedizin. Rundfunk- und Fernsehkorrespondent für IKON Hilversum. Arbeit in Nicaragua, El Salvador, Angola, Mozambique, Senegal und anderen afrikanischen Ländern. Für „medico internacional“ Anfang 2009 als Mitglied einer internationalen Medizinerdelegation in Gaza für „fact finding“. Seit April 2009 in AIDS-HIV-Projekten in Ost-Kongo. Schreibt diesen Beitrag aus Kinshasa.

Neve Gordon – 28.09.2009

Palästinenser und Israelis folgen Thoreau – gewaltlos ...

Irgendwann im Jahr 1846 verbrachte Henry David Thoreau eine Nacht im Gefängnis, weil er sich weigerte, seine Steuern zu zahlen. Dies war seine Weise, gegen den mexikanisch-amerikanischen Krieg zu protestieren und gegen die Institution der Sklaverei. Ein paar Jahre später veröffentlichte er einen Aufsatz „Ziviler Ungehorsam“, der inzwischen von Millionen Menschen gelesen wurde – einschließlich Israelis und Palästinensern.

Kobi Snitz las dieses Buch. Er ist ein israelischer Anarchist, der gerade 20 Tage im Gefängnis sitzt, weil er sich weigert, 2.000.-Scheitel Strafe zu zahlen.

Der 38-Jährige Snitz wurde 2004 mit anderen Aktivisten im kleinen palästinensischen Dorf Kharbatha verhaftet, während sie versuchten, die Zerstörung des Hauses eines prominenten Mitglieds des lokalen Volkskomitees zu verhindern. Die Zerstörung sollte anscheinend aus zwei Gründen ausgeführt werden: zum Einschüchtern und zur Strafe des lokalen Anführers, der gerade ein paar Wochen zuvor angefangen hatte, wöchentliche Demonstrationen gegen die Annexionsmauer zu organisieren. Die Demonstrationen und der Versuch, die Zerstörung zu verhindern, sind Akte zivilen Ungehorsams.

In einem Brief, den Snitz eine Nacht vor seiner Einkerkung an Freunde schrieb, heißt es: „Ich und andere, die mit mir verhaftet wurden, haben sich nichts zuschulden kommen lassen, außer dass sie gegen die wahrlich kriminelle Politik des Staates opponieren.“ Snitz erklärte auch, dass, wenn er die Strafe gezahlt hätte, dies die Anerkennung der Schuld bedeuten, was erniedrigend wäre. Er schloss seinen Brief damit: Seine Strafe sei geringfügig im Vergleich zur Strafe gegen palästinensische Jugendliche, die der Besatzung widerstehen. Diese 13-, 14-, 15- und 16-Jährigen müssen schon 20 Tage vor dem Gerichtstermin in Haft sein.

Snitz übertreibt nicht.

In einem kürzlich veröffentlichten Bericht dokumentieren die palästinensischen Menschenrechtsorganisationen „Stop the Wall“ und „Addameer“ die Arten der Unterdrückung, die Israel gegen Dörfer anwendet, die der Annexion ihres Landes zu widerstehen versuchen. Die beiden Menschenrechtsgruppen zeigen: Wenn sich ein Dorf entschieden hat, gegen die Annexionsmauer zu kämpfen, dann wird die ganze Gemeinde bestraft. Außer Hauszerstörungen, Ausgangssperren noch andere Formen der Bewegungseinschränkungen. Die israelischen Militärkräfte wenden ständig Gewalt gegen die Demonstranten an. Und meistens sind es Jugendliche, die geschlagen, mit Tränengasgranaten angegriffen oder sogar mit scharfer Munition beschossen werden.

Seit 2004 sind bei Protesten gegen die Mauer 19 Palästinenser erschossen worden – die Hälfte waren Kinder. Die Menschenrechtsgruppen fanden heraus, dass in vier kleinen palästinensischen Dörfern – Bilin, Nilin, Mas'ara und Jayyous – 1.566 Palästinenser bei Demonstrationen gegen die Mauer verletzt wurden. Allein in fünf Dörfern sind 176 Palästinenser verhaftet worden, wobei bei diesen Verhaftungskampagnen gezielt gegen Kinder und Jugendliche vorgegangen wird. Die aktuellen Zahlen derjenigen, die verletzt und verhaftet wurden, sind zweifellos größer, da hier nur die Vorfälle in ein paar Dörfern berücksichtigt wurden.

Jede Zahl hat einen Namen und eine eigene Geschichte. Man

betrachte z.B. den 16-jährigen Mohammed Amar Hussan Nofal, der mit etwa 65 anderen aus seinem Dorf Jayyous am 18. Februar 2009 verhaftet wurde. Nach seiner Zeugenaussage wurde er anfangs zwei und eine halbe Stunde in der Dorfschule verhört.

„Sie fragten mich, warum ich an Demonstrationen teilnehmen würde, aber ich versuchte, dies zu leugnen. Dann fragten sie mich, warum ich einen Molotow-Cocktail gegen sie geworfen hätte. Ich sagte, dass ich dies nie getan habe, was auch stimmt. Meine Eltern waren dort und wurden Zeugen dessen, was dort los war. Sie können bestätigen, dass ich nie einen Molotow-Cocktail geworfen habe. Später gestand ich ein, dass ich an Demos teilgenommen habe, aber nie einen Molotow-Cocktail geworfen habe.“

Nachdem er geschlagen worden war, weil er sich weigerte, ein Papier in hebräischer Sprache zu halten, mit dem er fotografiert werden sollte, wurde er nach Kedumin geschickt, um weitere Stunden verhört zu werden. Während dieses Verhörs versuchte Captain Faisal (ein Pseudonym des Geheimdienstes), den Teenager als Kollaborateur zu rekrutieren. „Der Captain drohte damit, meine Eltern und meine ganze Familie zu verhaften, wenn ich nicht kollaborieren würde. Ich sagte, sie könnten meine Familie jederzeit verhaften, denn es sei schlimmer, ein Spion zu werden. Dann sagte er, er würde die Passierscheine meiner Familie konfiszieren, damit sie auf ihrem Land keine Oliven mehr pflücken könnten.“

Nofals einziges Verbrechen war, gegen die Enteignung des Landes seiner Vorfahren zu protestieren. Er verbrachte drei Monate im Gefängnis. Während dieser Zeit entschied die Zivilverwaltung, auch die Familie zu strafen und weigerte sich, ihre Passierscheine zu verlängern, um in Israel zu arbeiten.

Wenn man mit Nofal und Tausenden anderer Palästinenser vergleicht, dann zahlt Kobi Snitz tatsächlich einen kleinen Preis. Aber seine Handlung hat symbolischen Wert, nicht nur als ein Zeichen der Solidarität mit seinen palästinensischen Partnern, sondern weil er wie Tausende von Palästinensern dem Vorbild eines Henry David Thoreau folgte und Handlungen zivilen Ungehorsams beging, um Israels unmoralischer Politik und der Unterwerfung eines ganzen Volkes zu widerstehen.

Das Problem ist, dass die Welt ganz wenig von diesen Handlungen weiß. Man muss nur bei Google unter dem Wort „Palästinensische Gewalt“ suchen und findet 86.000 Seiten, während man – gibt man die Worte „Palästinensischer ziviler Ungehorsam“ ein – nur auf 47 Seiten etwas findet – und dies trotz der Tatsache, dass seit mehreren Jahren Palästinenser jetzt täglich Handlungen zivilen Ungehorsams gegen die israelische Besatzung ausführen.

Thoreau würde stolz auf Nofal, Snitz und ihre Freunde sein. Es wäre wichtig, dass auch die Medien und die internationale Gemeinschaft ihr Heldentum anerkennen.

(dt. Ellen Rohlf's)

Neve Gordon ist Dekan an der Fakultät für Politik und Verwaltung der Ben Gurion-Universität im Negev und Autor von „Israels Besatzung“ (Universität von California Press 2008). Seine Webseite: www.israelsoccupation.info

Lesetipps und anderes

u.a. auf den Seiten www.palaestina-portal.eu und www.zmag.de.